3 3. Januarheft 1959

ILLUSTRIERTE ZEIT IM BILD ZB

IN DIESEM HEFT:

Menschen greifen nach dem Mond

Zweiter großer Sonderbericht über die neue sowjetische Weltraumrakete

Der Fahrplan ist klar

„ZB" kommentiert den größten friedlichen Wettbewerb, den die Welt je sehen wird (Seiten 6/7)

Traum in der Wüste

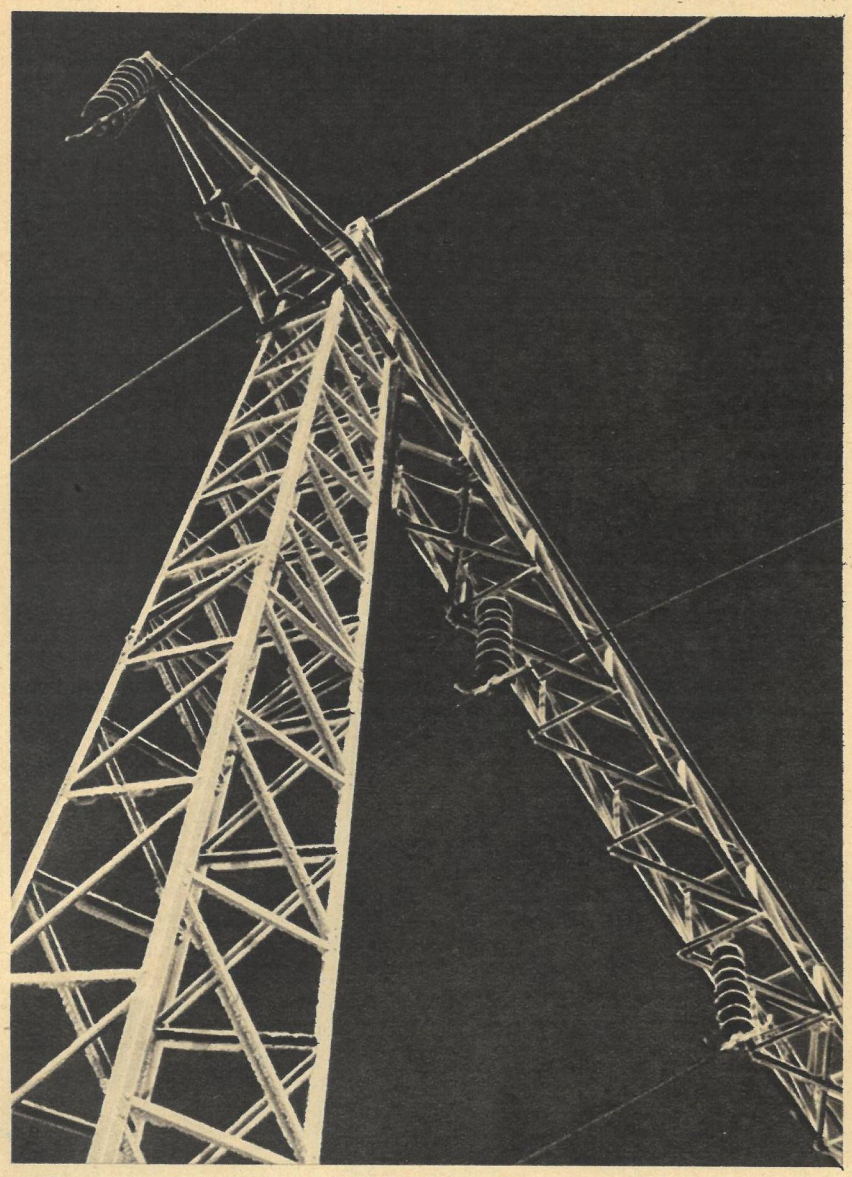
„ZB"-Reporter Friedemann besuchte Palmyra, die syrische Ruinenstadt (Seiten 18/19)

Der Weitenjäger ▸

Helmut Recknagel aus Steinbach-Hallenberg stellt „ZB" auf Seite 2 vor

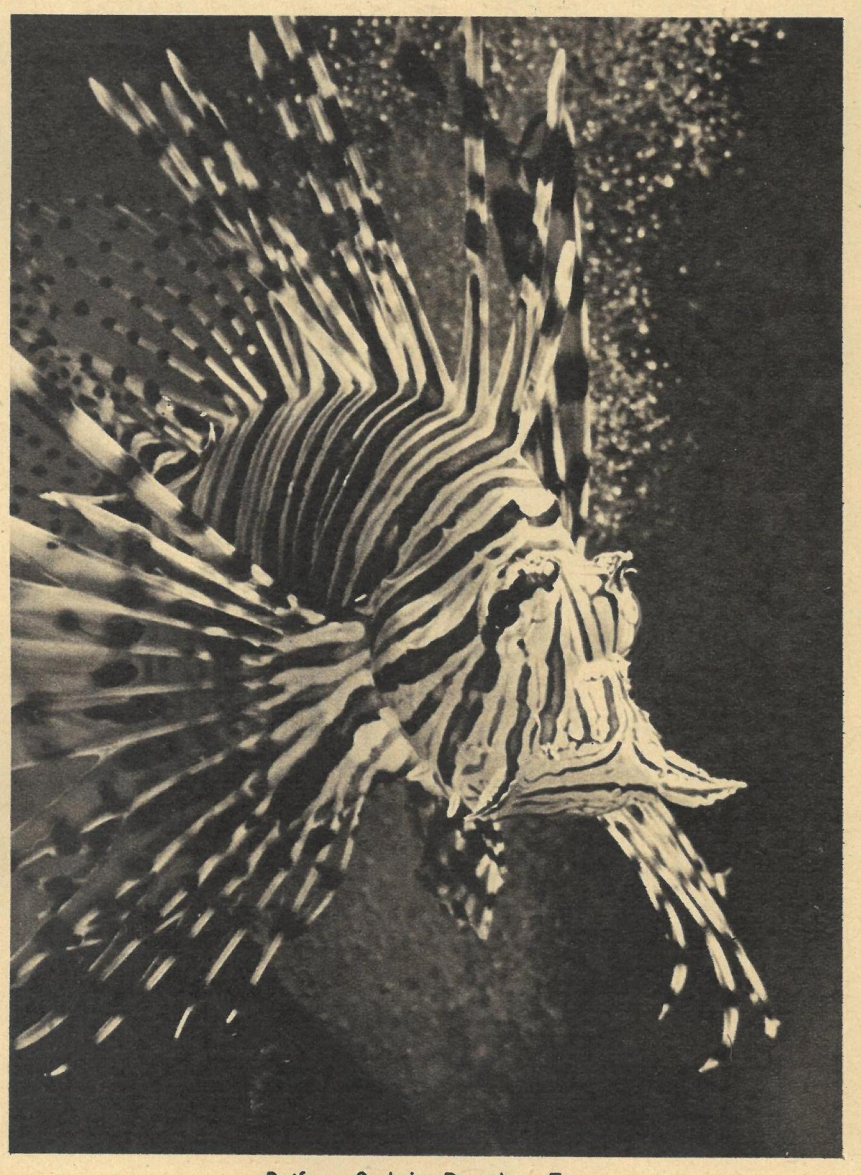
FOTO JENKE

DAS SCHÖNE FOTO



Gebändigte Kraft
Foto Christian Fichte

DAS INTERESSANTE FOTO



Rotfeuerfisch im Dresdner Zoo
Foto Richard Peter jr.

„ZB" STELLT VOR:

Helmut Recknagel

der Weitenjäger aus Steinbach-Hallenberg

„Sie treffen ihn jetzt beim Friseur!" war mir gesagt worden. Also parkten wir unser grünes Chausseepferdchen vor dem Laden und warteten: zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten. Endlich öffnete sich die Glastür vor einem eiligen Mann, der augenblicks zum schuldbewußten Jungen wurde, als ich mich ihm in den Weg stellte. Dabei hatte ich nur gesagt: „Guten Tag, Herr Recknagel. Ich komme aus Dresden." „Von der Zeitung? Oh, entschuldigen Sie bitte! Der Friseur ..., Verabredung ganz vergessen", stammelte er ein wenig hilflos.

Ich befreite ihn aus der Verlegenheit mit der naheliegenden Frage: „Wohin fahren wir?"

„In den Sportklub; dort können wir uns ungestört unterhalten."

Während der kurzen Fahrt beobachtete ich ihn verstohlen von der Seite. So sieht also der erfolgreiche Skispringer Helmut Recknagel aus, der in der letzten Saison mit dem dritten Platz bei den Weltmeisterschaften in Lahti einen großartigen Erfolg heimbringen konnte und sich in den wenigen Wochen seit Beginn der neuen Saison schon wieder an die Spitze der weltbesten Skispringer vorgeschoben hat. Vor den Finnen, vor den mächtig erstarkten Jungen aus der Sowjetunion, vor den von Ex-Weltmeister Bradl trainierten Österreichern. Diese Bombenform des aus dem thüringischen Steinbach-Hallenberg stammenden und heute in Zella-Mehlis lebenden Recknagel im vorolympischen Jahr stimmt optimistisch.

„Wann haben Sie das erste Mal auf Skiern gestanden?" startete ich die erste Frage.

„Mit vier Jahren. Meine Bretter waren 1,20 Meter lang."

Jungenhaft lachte er. „Bei den ersten Sprüngen bin ich nicht über 50 Zentimeter hinausgekommen, und die selbstgebaute Schanze war ganze 20 Zentimeter hoch."

„Früh übt sich, was ein Meister werden will. Wenn ich bedenke, daß Sie in Planica eine Weite von 124 Metern schafften ... Wann bestritten Sie eigentlich Ihren ersten Wettkampf?"

„1949. Ich rangierte bei den Pioniermeisterschaften unter ‚Ferner liefen'. Nicht viel besser erging es mir zwei Jahre später. Weil mein Sprung von 19 Metern so schlecht war, wurde ich sogar disqualifiziert. Erst 1952 winkten mir die ersten Meisterehren in der Republik. Soll ich Ihnen alle Titel aufzählen?"

„Nein, danke! Mich interessieren jetzt vor allem Ihre internationalen Erfolge."

„Mir wird heute noch heiß ums Herz, wenn ich an die internationale Flugwoche in Oberstdorf denke, an der ich mich als Siebzehnjähriger beteiligte. Von 25 Teilnehmern machte ich den 21. Glauben Sie, ich hatte nach diesem Wettkampf überhaupt kein Gefühl mehr für meine Skier. An ein Eindringen in die internationale Elite war überhaupt noch nicht zu denken."

„Soviel ich weiß, haben Sie aber seit 1956 ein sehr gewichtiges Wörtchen mitzureden ..."

„Mein Sieg beim Holmenkollen-Sprunglauf — ich stand 74 Meter — erregte ziemliches Aufsehen, weil ich mit 19 Jahren als erster Mitteleuropäer die Phalanx der Nordländer durchbrochen hatte. Im gleichen Jahr gelang mir dann auch noch der bereits von Ihnen erwähnte Rekordflug auf der Flugschanze von Planica."

„Ich habe schon mehrere Male als Zuschauer und auch am Fernsehschirm Ihren Sprungstil bewundert. Ist er das Geheimnis Ihres Erfolges?"

„Es gibt mehrere Ursachen für meine Leistungen: Erstens habe ich das ganze Jahr über die Möglichkeit, zu springen. Liegt kein Schnee, tun es fast ebensogut die von meinem Trainer Hans Renner entwickelten Kunststoffmatten, auf denen man dieselbe Geschwindigkeit erreicht. Dadurch haben zum Beispiel die Finnen uns gegenüber keinen Vorsprung mehr. Zweitens ist während der sommerlichen Vorbereitung auch ein intensives Leichtathletiktraining durchzuführen. Natürlich erst nach der Arbeitszeit ..."

„Eine Zwischenfrage: Was sind Sie von Beruf?"

„Gelernter Werkzeugschlosser. Seit zwei Jahren arbeite ich auf dem Gebiet der Meßtechnik. Was meinen Stil anbelangt, Sie kennen ihn ja: geschlossene Skiführung, weite Vorlage des Körpers, und die Arme benutze ich — im Gegensatz zu vielen anderen Springern — weit vorgestreckt als zusätzliche Tragfläche. Die Augen sind dadurch geschützt, außerdem fühle ich mich in dieser Haltung freier."

„Kaum vorstellbar, daß Sie als blutjunger Bursche einst mit zitternden Knien auf dem Anlaufturm der gewaltigen Allgäuer Schanze standen. Wie war doch gleich Ihre letzte großartige Flugserie in Oberstdorf?"

„121, 127, 114, 131, 126, 116, 130, 135, 111 Meter. Doch glauben Sie nicht, daß es bei bedeutenden Konkurrenzen ganz und gar ohne Herzklopfen abgeht. Es läßt sich schwer schildern ... Mir wird innerlich ganz heiß und dann wieder kalt, bis mich während der Abfahrt nur noch der Gedanke beherrscht: Wer nichts riskiert, kann nichts werden! Auf dem Schanzentisch muß Tempo dasein. Wenn man mit einer Geschwindigkeit von über 100 km/st richtig auf die Luft kommt, fühlt man sich herrlich. Und dann muß man ganz gleich und elastisch aufsetzen. Sehen Sie, so ..."

Er sprang auf, ein Bein mehr nach vorn, eins nach hinten gestellt, und federte in den Knien.

„Wissen Sie, Herr Recknagel, was mir neben Ihrer sportlichen Leistung noch besonders imponiert hat? Daß Sie vor einem Jahr den Pokal der V. Internationalen Ski-Flugwoche in Oberstdorf wieder zurückgaben, nachdem man als ‚Ehrung' für Ihren auf westdeutschem Boden errungenen Sieg nicht etwa unsere Nationalhymne, sondern das berüchtigte Deutschlandlied intonierte, unter dessen Klängen die Faschisten einst die Welt zu erobern gedachten."

„Ich konnte und wollte keine andere Antwort auf diese politische Provokation geben. Denn wenn ich auch Sportler mit Leib und Seele bin, so bin ich doch nicht nur Sportler. Ich weiß sehr wohl die Möglichkeiten zu schätzen, die mir in unserer Republik gegeben sind. Im Sommer wie im Winter stehen mir die besten Sprungschanzen zum Training zur Verfügung. Unsere Regierung hat sich die Entwicklung der Kunststoffmatten und die Pflege und Erweiterung der bestehenden Anlagen etwas kosten lassen. Und daß ich ohne Hans heute bestimmt nicht zur Weltklasse zählen würde, ist sicher."

„Sie meinen Ihren Trainer Hans Renner?"

„Ja, vor Jahren war er noch einer der besten Springer unserer Republik. Von ihm habe ich wirklich viel gelernt, denn er beherrscht Theorie und Praxis des weißen Sports aus dem Effeff. Seit 1954 bin ich mit ihm zusammen und hoffentlich auch noch in Zukunft recht lange!"

„Welche Wettkämpfe stehen in dieser Saison noch bevor?"

„Ein Abstecher nach Lahti, dann Holmenkollen, Kulm; unter anderem geht es zur Vorbereitung auf die Olympischen Winterspiele Ende Februar nach den USA."

„Wie beurteilen Sie Ihre Aussichten?"

Längere Pause. „Wer möchte nicht gewinnen ..."

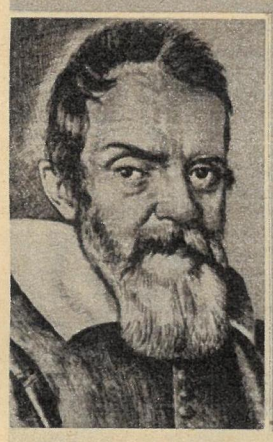
„Wir jedenfalls wünschen Ihnen, Helmut Recknagel, und Ihren Sportkameraden Harry Glaß, Werner Lesser und den vielen talentierten jungen Burschen, die unsere DDR international vertreten, für all diese Starts Hals- und Beinbruch!" J. W.

Vom Mondgott Sin zur Mondrakete

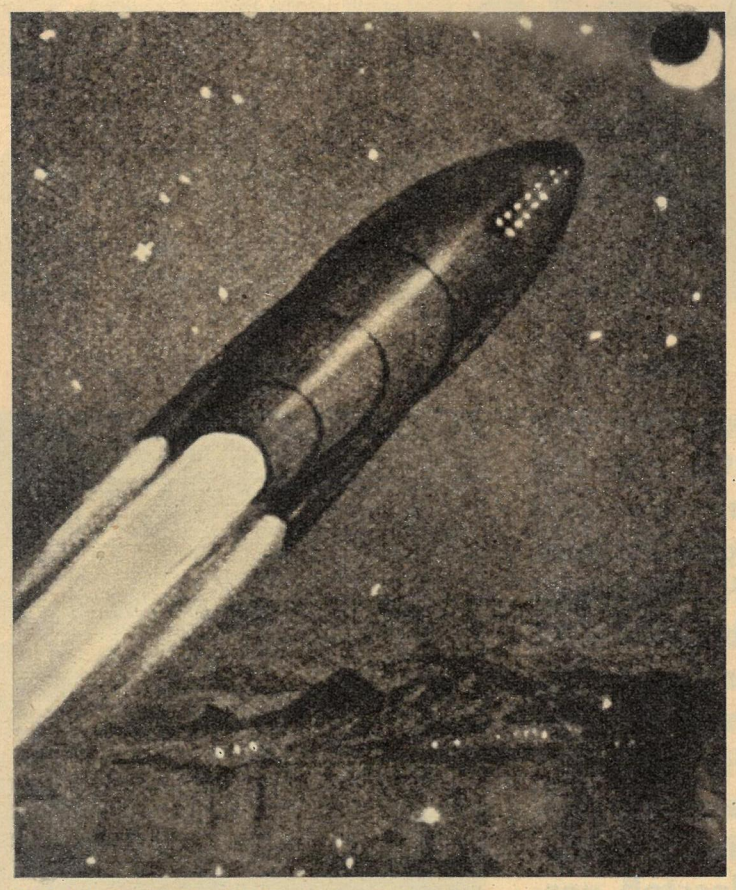
Es war ein weiter Weg, den die Menschheit zu gehen hatte, ehe die sowjetische Weltraumrakete „XXI. Parteitag" den endgültigen Beweis erbrachte, daß der Mond für den Menschen nicht in unerreichbarer Ferne liegt. Die Stationen dieses Weges reichen vom Mondgott Sin des alten Mesopotamiens über die mutigen wissenschaftlichen Pioniere des Mittelalters, die dem dogmatischen Weltbild der Kirche den Todesstoß versetzten, bis zum Triumph des menschlichen Geistes über die Materie in unseren Tagen. W. Rödel und A. Dietzel (Zeichnung) verfolgen in diesem Bericht diesen Weg, auf dem das Wissen den stumpfen Glauben besiegte.

Astralkult nennen wir heute den Glauben des Altertums, der in den Gestirnen Götter sah und in dem der Mond als Gottheit eine dominierende Rolle spielte. (Oben der sumerische Mondgott auf dem Thron.) Generationen von Priestern verteidigten diesen Glauben gegen die, die in den Gestirnen keine Gottheiten, sondern nur Himmelskörper sehen wollten. Mochten diese Gotteslästerer nun Thales von Milet (624 — 547 v. u. Z.), Pythagoras (580 — 496 v. u. Z.), Heraklit (584 — 483 v. u. Z.) oder Aristarch (320 — 250 v. u. Z.) heißen. Aber die Saat dieser Gottlosen trug Früchte, schon im Jahre 134 u. Z. beschreibt der griechische Poet Lukian von Samosate eine Mondreise, der er auch noch den Titel „Eine wahre Geschichte" gibt. Jahrhunderte vergehen, wieder haben Priester das Weltall zu ihrer Domäne erklärt und zum Sitz ihrer Gottheit, diesmal der christlichen, gemacht. Gelehrt werden darf nur, was diese Theorie bestätigt. Aber im Herzen der „sündigen" Menschheit nagt der Zweifel, wie dieser Holzschnitt aus dem Mittelalter, „Der Zweifler" genannt, beweist

Vom Mondgott Sin zur Mondrakete

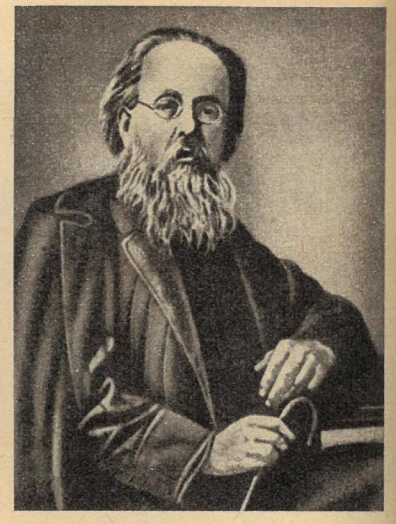


Eine neue Welt erblickte der Paduaer Mathematikprofessor Galilei, als er in einer Januarnacht des Jahres 1609 sein selbstgebautes Fernrohr auf den Mond richtete. Statt des Mannes im Mond, den das Volk zu sehen glaubte, entdeckte er dunkle Flecken, die er als Meere definierte, sah Gebirge, einzelne Berge und Krater und war nun überzeugt, daß der Mond wie die Erde beschaffen sei und folglich auch bewohnt sein müsse. Wir wissen heute, daß dies ein Trugschluß Galileis war, ebenso wie er sich in Hinsicht auf die Meere irrte. Aber seine Verdienste als Urvater der Selenographie, der Mondbeschreibung, sind unbestritten. Aus seiner Hand und aus dem Jahre 1610 stammt die erste uns bekannte Mondkarte



Die Raketenforschung und die Phantasien um die Eroberung des Mondes treten in ein neues Stadium, als am 13. März 1881 eine Bombe dem Leben des Zaren Alexander II. ein jähes Ende setzt. Hersteller dieser Bombe ist ein junger Chemiker und Pyrotechniker Kibaltschitsch. Im Gefängnis, vor seiner Hinrichtung, schreibt er eine „Einleitende Skizze eines Fahrzeuges mit Raketenantrieb". Damit ist das erste Projekt eines mit festen Sprengstoffen betriebenen Raketenmotors geschaffen Fotos ZB-Archiv

Phantasie und Realität mischten sich in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten. ▷ Jules Verne läßt in seinem Roman „Eine Reise nach dem Mond" ein überdimensionales Geschoß aus einem überdimensionalen Geschütz abfeuern. In einem 500 Meter tiefen Loch werden 200 Tonnen Schießbaumwolle zur Entzündung gebracht und geben dem Geschoß eine Anfangsgeschwindigkeit von 15 km/sec. Verne hat sich damit nicht viel verrechnet, die benötigte Geschwindigkeit beträgt 11,2 km/sec, wie wir heute wissen



Nun eilte die Entwicklung mit Riesenschritten voran. Anfangs des 20. Jahrhunderts schreibt K. Ziolkowski, der Vater der Weltraumfahrt: „Zuerst wird es möglich sein, mit einer Rakete einen Flug rund um die Erde zu machen, später auf ähnliche Weise die Sonne zu umkreisen." Er schafft mit seinen Forschungen und mit dem von ihm entwickelten Prinzip der Stufenrakete die Voraussetzungen für die Erfolge, die der Mensch in den letzten Monaten bei der Eroberung des Weltraumes errang

Galileis Meinung, daß der Mond bewohnt sei, breitete sich mit Windeseile über die Erde aus. 1640 schlug der englische Bischof John Wilkins (die englische Kirche hatte sich zu jener Zeit schon von Rom gelöst) vor, mit Schiffen, die mit einer ätherischen feurigen Luft gefüllt sind, nach dem Mond zu fliegen. Er wollte die Fahrt in 180 Tagen schaffen und glaubte, bei der Landung geflügelte Wesen anzutreffen. Der Glaube an einen belebten Mond reicht übrigens bis in unsere Tage. 1822 wollte der Deutsche Gruithuisen eine Mondstadt entdeckt haben. 1834 beschrieb der amerikanische Journalist Locke die Entdeckung fliegender Einhörner und Affenmenschen, und 1924 glaubte Prof. Pickering aus Amerika, riesige Insektenschwärme zu sehen

Die Erforschung des Mondes blieb in der Zwischenzeit auch nicht zurück. Mit der Weiterentwicklung der Optik vermochten die Astronomen immer mehr Einzelheiten festzustellen. Heute sind die bestausgerüsteten Sternwarten in der Lage, den Mond so zu betrachten, als stünde er in einer Entfernung von nur 37 Kilometern. Ein Kuriosum für sich bildet die Benennung der verschiedenen Krater und Ringgebirge. Der Astronom Grimaldi begann sie 1651 nach Männern zu benennen, die sich um die Mondforschung verdient gemacht hatten. Böse Zungen bezeichnen den Mond deshalb als „Astronomen-Friedhof". Von Galileis Irrtum her rührt noch die Sitte, die ausgedehnten Tiefebenen als Meere zu bezeichnen, obwohl die Forschung inzwischen bewies, daß dort kein Wasser, sondern unendliche Staub- und Kleintrümmermassen lagern. Radarmessungen ergaben Staubschichten von 80 bis 100 Zentimeter Tiefe, die durch meteoritische Niederschläge entstanden sein dürften

„Vulkanischen Ursprungs oder durch riesige Meteorniederschläge entstanden?" das sind Fragen, die die Astronomen beim Anblick der Mondkrater bewegen. Ebenso ungeklärt ist die Frage der Mondentstehung. Darwin glaubte noch, daß Mond und Erde einst ein Ganzes waren und durch rasende Rotation auseinanderplatzten. Die Gesetze der Physik widerlegten ihn. Neueste Theorien besagen, daß der Mond vor Milliarden Jahren aus derselben Wolke kosmischen Gases wie Sonne und Erde entstand. Auch in der Frage nach der Existenz einer Mondatmosphäre prallen die Meinungen aufeinander. Astronomische Beobachtungen ergaben keinen Beweis für eine wirksame atmosphärische Hülle. Neuere elektrophysikalische Beobachtungen lassen eine äußerst dünne Mondatmosphäre vermuten. Aber, wie gesagt, das sind Theorien. Noch wissen wir nicht, ob die Meßergebnisse der sowjetischen Weltraumrakete „XXI. Parteitag" uns Antwort auf all diese Fragen geben. Aber sicher sind wir, daß die sozialistische Wissenschaft, wenn nicht heute, so doch in den nächsten Jahren auch diese letzten Rätsel lösen wird

Das „Lächeln" des Verlierers

Ike Eisenhower, Präsident der „United States of America", ballt ohnmächtig die Faust. Nicht genug damit, daß seine Außenpolitik, repräsentiert durch den ständig auf des Krieges Schneide jonglierenden Foster Dulles, seit Jahren eine Schlappe nach der anderen einstecken mußte, daß die neueste sowjetische Weltraumrakete ihre Bahn um die Sonne zieht, – jetzt verkündet sein großes Gegenüber Nikita Chruschtschow auf dem XXI. Parteitag der KPdSU auch noch die Thesen zum sowjetischen Siebenjahrplan und sagt den USA den friedlichen wirtschaftlichen Wettbewerb an. Eisenhower weiß: Dies ist das Ende der amerikanischen ökonomischen Vorherrschaft, soweit sie überhaupt noch bestanden hat. Den Beweis dafür treten wir auf den nächsten zwei Seiten an.

Das Signal steht auf grün! – Der größte friedliche Wettbewerb, den die Welt je sehen wird, beginnt! – Die Sowjetlok heizt mächtig ein! – Zielbahnhof ist das Jahr 1965!

Der Fahrplan ist klar

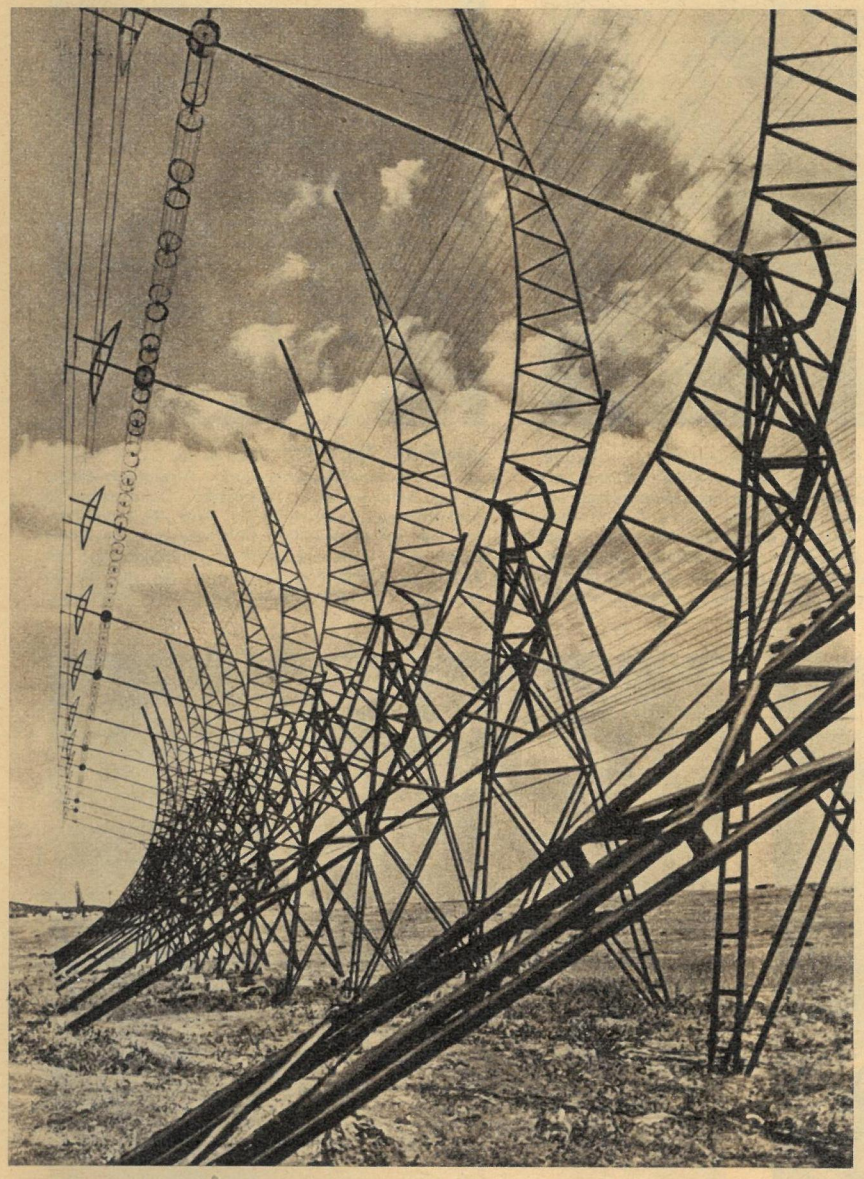
Schon jetzt, am Abgangsbahnhof der großen Wettbewerbsfahrt, ist die Butterproduktion der SU größer als die der ▷ USA, die Milcherzeugung hält sich etwa die Waage. Aber während in den letzten fünfzehn Jahren 1 320 000 Farmer in den USA zugrunde gerichtet wurden und deren Kulturland größtenteils versteppte, kultivierten die Sowjetmenschen in knapp vier Jahren 36 Millionen Hektar Neuland. Rund 11 Milliarden Pud Getreide wird die SU im Jahre 1965 ernten, 16 000 000 Tonnen Fleisch, 100 000 Tonnen Milch und 37 Milliarden Eier erzeugen — um nur einige Zahlen zu nennen. Solche Erträge hat die Welt noch nicht gesehen. Daß sie erreicht werden, dafür bürgen der großartige Plan für eine allumfassende Elektrifizierung und Mechanisierung der gesamten Land- und Forstwirtschaft, die hohe Kunstdüngerproduktion, die Neulandgewinnung sowie die vorgesehene Steigerung der Arbeitsproduktivität

Wer für den Frieden arbeitet, baut auch für friedliche Zwecke. Die folgenden sieben Jahre werden für die SU eine Periode ungewöhnlicher Bautätigkeit sein. Allein der Umfang der staatlichen Investitionen wird bis 1965 auf fast das Zweifache der vergangenen sieben Jahre anwachsen und dem Umfang der Investmittel der Volkswirtschaft seit Bestehen der Sowjetmacht annähernd gleichkommen! 15 Millionen Wohnungen in den Städten und Arbeitersiedlungen werden entstehen — das sind rund gerechnet 5500 Wohnungen je Tag !! — und sieben Millionen Wohnhäuser, meist Eigenheimbesitz, noch zusätzlich auf dem Lande. Hand in Hand damit gehen selbstverständlich eine breite Industrialisierung des Bauwesens und eine enorme Kapazitätsvergrößerung der Zement-, Fertigteile- und der übrigen Baustoffindustrie

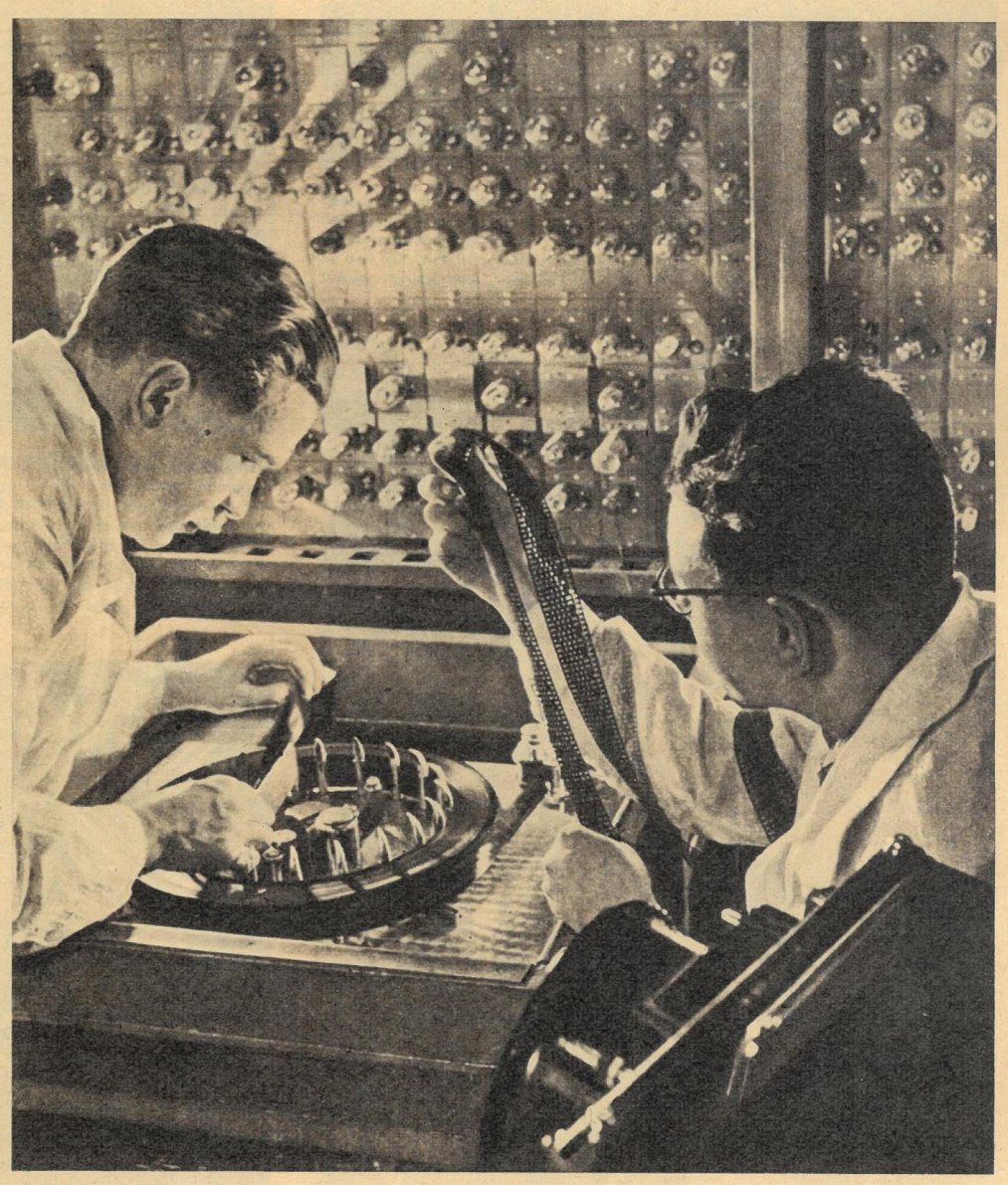
Text Eberhard Kottwitz / Fotos ZB-Archiv

Lange Zeit galten der Coloradostaudamm und sein Kraftwerk als die größten Projekte ihrer Art in der Welt, und die Amerikaner sonnten sich im Glanz dieses Prunkstücks. Inzwischen ist dieser Glanz erblindet wie ein alter Spiegel, denn eine Unmenge sowjetischer Wasserkraftwerke übertreffen den Coloradodamm an Größe und Wirkung beträchtlich. Kuibyschew mit 2,1 Millionen Kilowatt rangiert zur Zeit als Nummer Eins, aber schon ist Bratsk im Bau, ein Kraftwerk, das 3,5 Millionen Kilowatt liefern wird. Insgesamt erhöht sich die Stromerzeugung auf 520 Milliarden Kilowattstunden, und die installierte Leistung wächst auf mehr als das Doppelte an. Die Ausnutzung von Erdgas und Masut ermöglicht außerdem gleichzeitig eine 23prozentige Kostensenkung je Kilowatt.

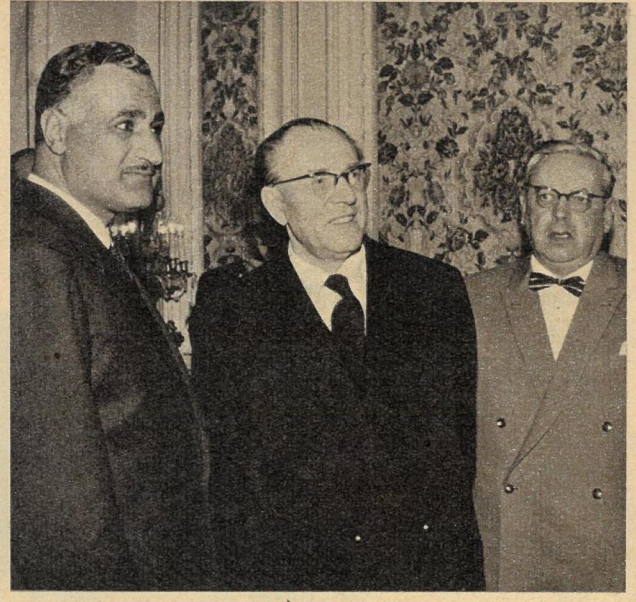
Das stärkste Pferd der USA in diesem Rennen, die Metallurgie, lahmt auf mehreren Beinen. In den letzten Jahren haben die Nordamerikaner nur 21 Hochöfen neu errichtet, und seit dem Anwachsen der Krise mehren sich aus Übersee die Nachrichten, daß im Stahlzentrum Pittsburg ein Hochofen nach dem anderen erkaltet. Auftragsmangel! In der Sowjetunion gibt es weder Auftragsmangel noch andere Krisenerscheinungen. 60 Hochöfen wuchsen seit 1946 in die Höhe, und weitere 38 bekommen in den nächsten Jahren Leben eingehaucht. Erst kürzlich bliesen die Arbeiter im Iljitschwerk in Shdanow den größten Hochofen des europäischen Kontinents an. Und wen diese Angaben allein noch nicht überzeugen, der möge folgende Zahlen über den Produktionszuwachs in beiden Ländern in den Jahren 1950 bis 1957 lesen. Bei Eisenerz betrug die Steigerung 6 400 000 Tonnen (1,2 Millionen Tonnen = USA), bei Roheisen waren es 2 600 000 Tonnen (1,8 Millionen Tonnen = USA), die Stahlerzeugung stieg um 3 400 000 Tonnen (2,1 Millionen Tonnen = USA), und besonders deutlich wird es bei der Kohleförderung, die um 24 600 000 Tonnen anstieg (Minus 6,1 Millionen Tonnen ! ! = USA). Es ist leicht auszurechnen, daß bei diesem Tempo die USA selbst in jenen Positionen bald überflügelt sein werden, in denen sie sich unangreifbar wähnten. Aber wie gesagt, ein kranker Klepper kann eben kein Rennen gewinnen. Peinlich für die Amerikaner, denn sie haben ihr bestes Pferd selbst lahmgeschlagen



Das zersplitterte und von unkundigen Militärs geleitete Satellitenprogramm der USA ist ein einziges Fiasko, darüber können auch die Weltraumerbsen nicht hinwegtäuschen. Die sowjetische Wissenschaft hätte gar nicht erst eines Siebenjahrplanes bedurft, um ihre Überlegenheit darzulegen, dafür sind der 1327 Kilogramm schwere und noch immer seine Bahn ziehende Sputnik III und der drei Wochen alte Sonnen-Sputnik sichtbare Beweise. Die Amerikaner sollten lieber ihr wahnsinniges Rüstungsbudget (45,3 Milliarden Dollar für 1957/58) zugunsten der Volksbildung und der friedlichen Wissenschaft kürzen. Hier einige Beispiele aus der Sowjetunion: Umfassende Grund- und Hochschulreform, 2,3 Millionen Hochschulabsolventen bis 1965 und eine bedeutende Erweiterung des Mittel-, Fern- und Abendschulnetzes

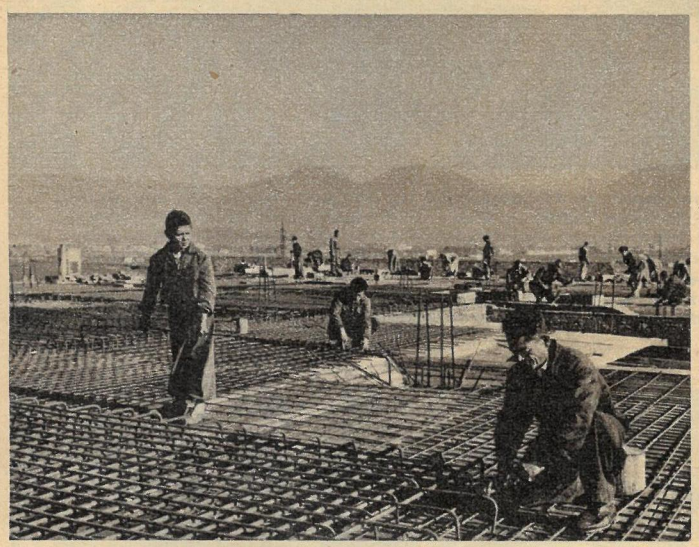


Befragt, was man wohl auf dem Mond vorfinden werde, wenn man auf ihm lande, antwortete Edward Teller, Amerikas Atomspezialist: „Russen". Er kennzeichnete damit nichts anderes als den Grad der wissenschaftlichen und allgemeinen Bildung der Menschen in der Sowjetunion, der unvergleichlich höher ist als in den Paradeländern des Kapitalismus und dessen Vorsprung durch den großartigen Siebenjahrplan noch weiter ausgebaut wird. Aber dieser Plan wäre ein wertloses Stück Papier, wenn nicht die Sowjetmenschen ihn zu ihrer Sache gemacht hätten, wie auch alle ihre Pläne vorher. Diese Tatsache ist wohl der wichtigste Beweis, den wir auf diesen Seiten führen können, und gleichzeitig das Unterpfand für den sowjetischen Sieg im großen friedlichen Wettbewerb. Das Jahr 1965, der Zielbahnhof des sowjetischen Planes, wird Zeuge unserer Behauptungen sein



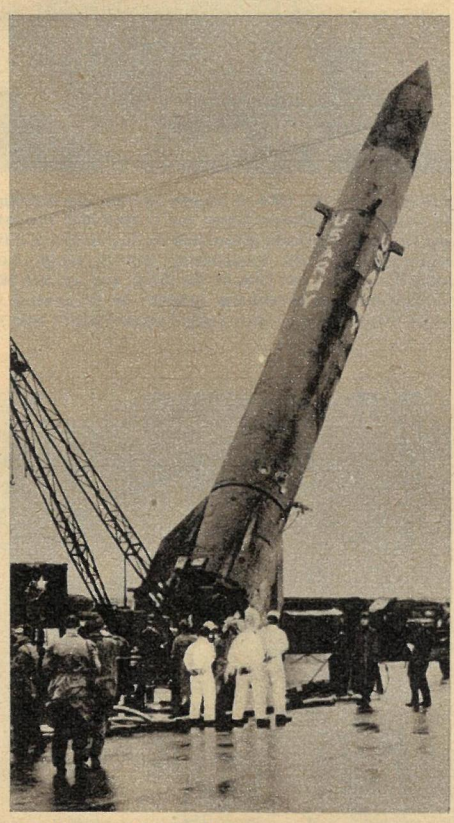
Auf dem Wege nach Vietnam und China

unterbrach unsere von Ministerpräsident Otto Grotewohl geführte Regierungsdelegation, sehr zum Leidwesen der Westzonenmachthaber, ihre Reise, um in der Vereinigten Arabischen Republik, im Irak und in Indien Besuche bei den Staatsoberhäuptern abzustatten. Im ersten Teil der Reise machte unser Ministerpräsident in Kairo halt, wo er mit Präsident Nasser herzliche Gespräche führte und wo unsere Regierungsdelegation die Sehenswürdigkeiten des Landes, wie die Grabkammern in den Pyramiden und die Sphinx, besuchte. Fieberhafte Tätigkeit bei den westlichen Diplomaten lösten schließlich die Ehrung unserer Delegation durch Präsident Nasser mit hohen Orden und die Bekanntgabe der gegenseitigen Einrichtung von Konsulaten aus. Wie lange will Adenauer noch die Mär von der nichtexistierenden DDR aufrechterhalten?

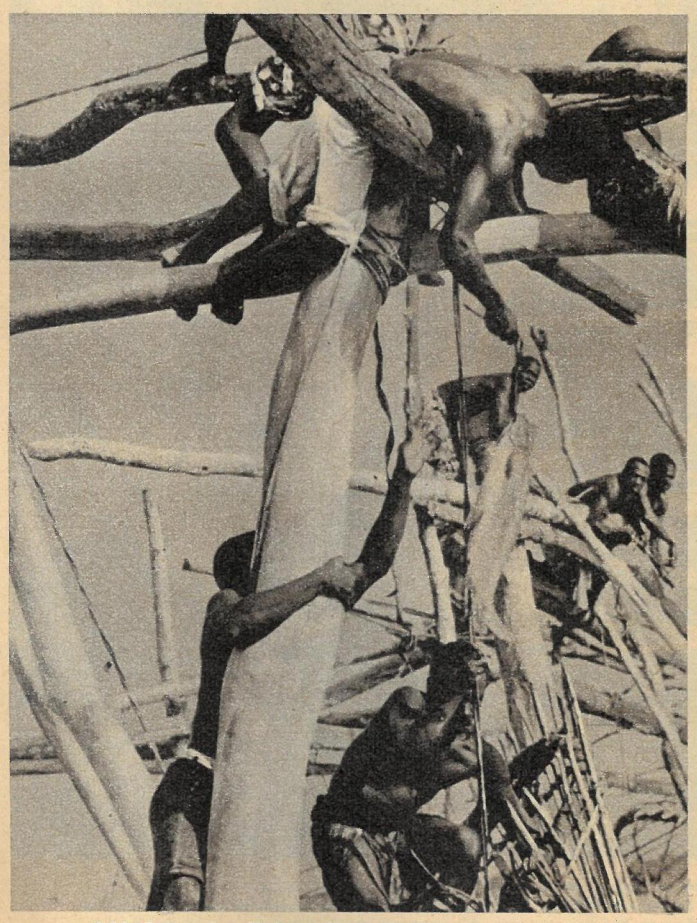


Ein reger Erfahrungsaustausch auf allen Gebieten wird sich nach dem Besuch der albanischen Partei- und Regierungsdelegation zwischen dieser Volksrepublik und der DDR entwickeln, um vor allem Albanien bei der weiteren Industrialisierung des Landes zu unterstützen. So wie in Tirana, wo gegenwärtig ein neues Kombinat entsteht, wird überall gebaut

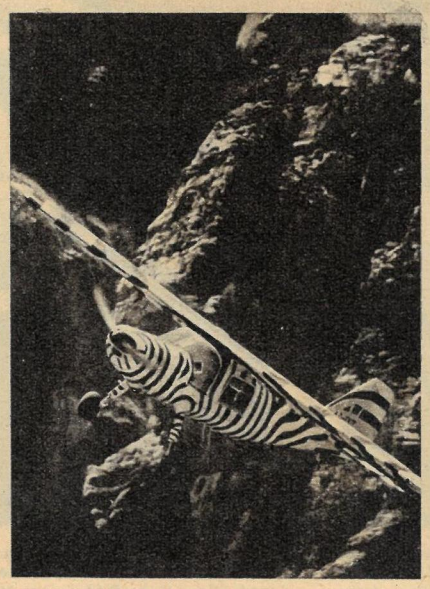
Diagnose: Lungenentzündung. Nicht nur Westdeutschlands Wirtschaft bekommt mit Sicherheit eine Lungenentzündung, wenn Amerika den Schnupfen hat. Auch in England macht sich die amerikanische Krise empfindlich bemerkbar. Die Leidtragenden sind allerdings immer die Arbeiter. Die britische Kohlenbehörde kündigte die Schließung von mehr als 60 Kohlengruben an. In Süd-Wales sollen bis Februar acht Gruben die Tore schließen. 2800 Arbeiter liegen dann auf der Straße. 200 Kumpel reisten als Abordnung aus dieser Grafschaft nach London, um gegen den Raub ihrer Arbeitsplätze energisch zu protestieren



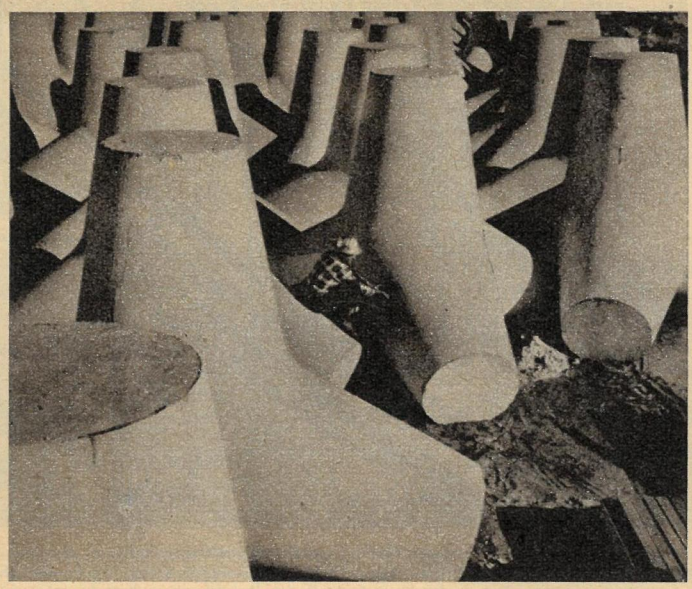
„Gebt uns Raketen!" Das ist der größte Wunsch der westzonalen Revanchepolitiker. An einem Friedensvertrag sind sie nicht interessiert. Dann wären ja Atomraketen illusorisch für sie. Also „No!" zum Frieden, her mit Atomwaffen! In Wackenheim bei Mainz wurde eine weitere US-Einheit stationiert, die mit Redstone - Mittelstreckenraketen ausgerüstet ist, an denen auch die Bundeswehr ausgebildet werden soll



„Schluß mit der Kolonialherrschaft!" Ein Schrei, der nach dem Einsatz von Fallschirmjägereinheiten gegen demonstrierende Abakoneger Belgisch-Kongo erfaßt hat. Erbarmungslos werden die menschenwürdige Arbeitsbedingungen fordernden Eingeborenen abgeknallt. Erste Blutbilanz: 175 Ermordete Fotos: Zentralbild (5), A.T.A. Grzimek: ZB (2)



Tödlich abgestürzt ist der durch seinen Film „Kein Platz für wilde Tiere" bekannte Sohn des Frankfurter Zoodirektors Grzimek in Zentralafrika. Wir verlieren in ihm einen Mitarbeiter, der noch zum Jahreswechsel unsere Leser herzlich grüßte



Riff „Y". Unter dem Pazifik vor Los Angeles gibt es Öl, das die „Richfield Oil Corporation" ausbeuten darf. Doch wie das kostbare Naß unter dem Meeresboden herausbekommen? Ganz einfach, man baut eine Insel, die den Namen „Y" erhielt und die noch auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Die drei Meter hohen Betonklötze bilden das Fundament, das auch stürmischsten Wogen trotzen soll

DIE ALTEN

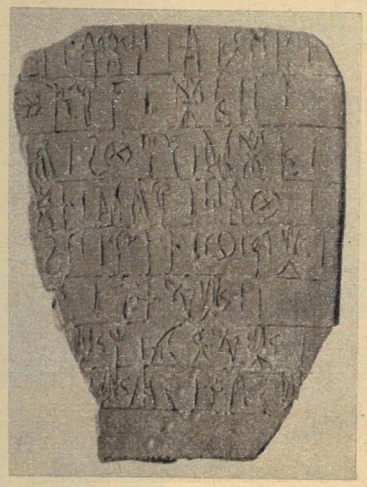
KULTUREN

DER MENSCHHEIT

Bildbericht Adelheim Dietzel

16

Die älteste Hochkultur Europas trat erst in diesem Jahrhundert aus dem Dunkel — auf Kreta. Altgriechische Sagen berichten von dieser Insel als dem Sitz des Königs Minos, der in einem Labyrinth den „Minotaurus" — ein Untier, halb Mensch, halb Stier — verborgen hielt. So setzten Archäologen mutig den Spaten an und legten nicht nur die großartigen Palastanlagen kretischer Seekönige frei, sondern fanden eine reiche, lebensvolle Kunst und bedeutende Schriftdenkmäler vor. Allein im Palast von Knossos wurden mehr als 3000 Schrift-Tontäfelchen (Foto unten) geborgen, an deren Entzifferung man noch arbeitet. Sowohl Schriftzeichen als auch Baugrundrisse, Säulenformen, Treppen oder Keramiken unterscheiden sich von denen der alten Kulturen des Orients. Wir begegnen hier einer für jene Zeit (1600 bis 1400 v. u. Z.) in Europa einzigartigen Wohnkultur. Baderäume, Abwasseranlagen, mehrstöckige



Bauten mit Lichthöfen sind erkennbar. Farbige Fresken mit hervorragend stilisierten Pflanzen und Tieren schmücken die Wände von Hallen und Gemächern. Obwohl die Darstellung von Menschen verhältnismäßig spärlich erscheint, verrät sie uns von einer sehr geschmackvollen — wir würden sagen raffinierten — Damenmode. Bekleidung und Haartracht der Hofdamen, die hier vor der Statuette einer Schlangengöttin kultische Handlungen verrichten, entlehnte ich auf Kreta gefundenen Plastiken (Foto links) und einem in Knossos erhaltenen Wandbildfragment. Mehrmals bot sich mir die Gelegenheit, das Ruinengewirr allein zu durchstreifen. Da belebten sich diese düsteren säulengestützten Kammern, und die Höfe hallten wider vom Lärm der Stierspiele, denen wir demnächst beiwohnen werden.

N. CHARKOW

Das erzieherische Domino

Sonntagnachmittag. Boris, Schüler der 7. Klasse, steht am Fenster und läßt den Kopf hängen.

„Boris! Wann endlich kommst du zu Verstand? Spiel nicht immer mit der Gardinenschnur! Du weißt, im Herbst mußt du dein Examen in Algebra machen! Aber woran denkst du?! Du hast nur ‚Spartak' und ‚Zenit' im Kopf. Meinst du, daß ‚Dynamo' für dich das Examen machen wird?! Schluß jetzt mit dem Fußball! Wieviel Geld hast du noch für Fußball?"

„Vier Rubel sechzig, Papa."

„Sofort gibst du mir das Geld!"

„Papa, ich wollte doch heute ... das letzte Mal. Versteh doch: ‚Dynamo' gegen ‚Torpedo'!"

„Heute gibt's kein ‚Torpedo'! Eine Vier in Algebra und dann zum Fußball! Sechzig Kopeken kannst du von mir aus noch behalten. Marsch in dein Zimmer und gearbeitet!"

Boris verschwand durch die Tür, während sich sein Vater daran machte, eine Liste vorzubereiten. Daneben legte er zwei sorgfältig angespitzte Bleistifte, holte das Dominospiel und stellte einen großen Aschbecher sowie eine Schachtel Zigaretten auf den Tisch.

Jeden Sonntag um sieben Uhr, pünktlich auf die Minute, empfing Nikolai Petrowitsch seine Dominopartner. Alle von Beruf Buchhalter, bildeten sie ein ständiges Quartett leidenschaftlicher, unermüdlicher Dominokämpfer. Die Uhr schlug sieben. Der letzte Ton war noch nicht verklungen, als es klingelte. Er eilte an die Tür.

„Pünktlich wie immer, meine Lieben!" begrüßte er seine Gäste.

„Deine ‚Lieben' sind da, aber nicht alle!" erhielt er zur Antwort.

„Ja, aber wo ist denn Iwanow?" fragte der Gastgeber beunruhigt.

„Auf einer Dienstreise", kam die Antwort in einem Ton, als ob sich eine Katastrophe ereignet hätte.

„Was machen wir denn nun?" stieß Nikolai Petrowitsch verzweifelt hervor.

So standen die drei Partner vor der welterschütternden Frage, was man nun zu dritt spielen könnte.

„Vielleicht spielen wir Sechsundsechzig?"

„Oder Rommé!"

„Unsinn!"

Durch die geschlossene Tür war der lernende Boris zu hören: „Das Quadrat der Summe zweier Zahlen ist gleich ..."

„Ist Boris zu Hause?" flüsterten die beiden, und ein Hoffnungsschimmer erhellte ihre Gesichter.

„Pst", sagte Nikolai Petrowitsch ernst, „ich habe ihn gestraft. Im Herbst hat er Examen in Algebra."

„Ach, Nikolai Petrowitsch", besänftigten sie den strengen Vater, „wir hatten alle mal eine Vier in Algebra. Wer wird sich schon darüber aufregen! Sind wir nicht alle tüchtige Buchhalter geworden?"

Nikolai Petrowitsch runzelte die Stirn, räusperte sich und rief dann mit energischer Stimme seinen Sohn.

„Denk daran, was ich dir gesagt habe!" drohte der Vater mit dem Finger.

„Ich arbeite doch, Papa", erwiderte Boris, sein Buch vorzeigend.

„Ich arbeite! Das kenne ich; aber wie du arbeitest. Blickst da in dein Buch und siehst diese ... Was für einen Sinn hat denn das?! Mechanisches Büffeln! Mach eine Pause! Hm ... hm ..., setz dich her und mach den vierten Mann!"

„Hilf uns aus, Borischen! Domino trainiert das Gehirn und ist letzten Endes ... auch Mathematik", baten die beiden.

Das Lehrbuch flog in hohem Bogen durch die Luft und landete in der Ecke.

„Aber ich habe doch nur sechzig Kopeken!" Boris blickte vorwurfsvoll seinen Vater an.

„Hier, nimm dein Geld wieder. Laßt uns anfangen!"

Um zehn Uhr gab es Abendbrot, und die unermüdlichen Spieler mußten abrechnen. Am meisten hatte Nikolai Petrowitsch verloren, was ihm sichtlich peinlich war. Boris aber hatte gewonnen. Er lachte übers ganze Gesicht, als er seinen Gewinn zusammenrechnete.

„Papa", rief er aus, „ich bekomme drei Rubel sechzig von dir. Zahlst du gleich, oder soll ich anschreiben?"

„Waas?!" Nikolai Petrowitsch blickte böse auf seinen Sohn. „Was soll denn das? Wie, du bist noch hier? Und wer lernt für dich Algebra? Wer? Mach, daß du in dein Zimmer kommst!"

Gekürzte Übersetzung aus „Krokodil", von H. Ch. Altenpohl

KENNEN SIE DIE?

Mark Twain ging zum Arzt:

„Ich habe Schmerzen in den Schultern. Wenn ich den rechten Arm nach hinten strecke, dann den linken und schließlich mit beiden Armen nach außen einen Halbkreis beschreibe, tun mir die Achseln verdammt weh."

„Aber um Gottes willen", erwiderte der Arzt, „müssen Sie denn so verrückte Bewegungen machen? Sie sind doch kein Artist!"

Twain blieb eine Weile nachdenklich und fragte dann: „Herr Doktor, könnten Sie mir sagen, wie Sie denn eigentlich einen Mantel anziehen, wenn Ihnen niemand dabei hilft?"

Gerhart Hauptmann ging im Tiergarten spazieren, und im hohen Geistesflug merkte er nicht, daß er die niedrige Raseneinfassung überschritten hatte.

„He, Sie da!" rief der Parkwächter, „bleiben Sie mal gefälligst auf dem Weg!"

„Schreien Sie doch nicht so! Wissen Sie denn, wer ich bin?"

„Ja, ick weeß: Goethe. Aber deshalb dürfen Sie noch lange nicht den Rasen zertrampeln!"

Hugo Thiemich war jung an das Wiener Burgtheater gekommen. Er stammte aus Sachsen, und die Kritik tadelte immer wieder an seinem Sprechen den sächsischen Tonfall. Einmal besuchte ihn seine Mutter und war begierig, ihn auf der Bühne zu sehen. Nach Schluß der Vorstellung sagte sie verwundert: „Ich weeß garnich, was de Leite echal von dir wolln. Du bist doch der eenz'che, der richt'ch spricht!"

Adolf Menzel saß eines Tages in einem Restaurant, als ein Ehepaar, auf den berühmten Maler aufmerksam geworden, ihn ungeniert anstarrte. Menzel nahm ruhig sein Skizzenbuch und begann zu zeichnen, indem er immer wieder scharfe Blicke auf die Frau warf. Schließlich erhob sich der Ehemann und meinte empört:

„Mein Herr, ich verbitte mir, daß Sie meine Frau abzeichnen!"

Menzel reichte ihm sein Skizzenbuch, auf dem eine behäbige Gans zu sehen war, und fragte: „Ist das Ihre Frau?"

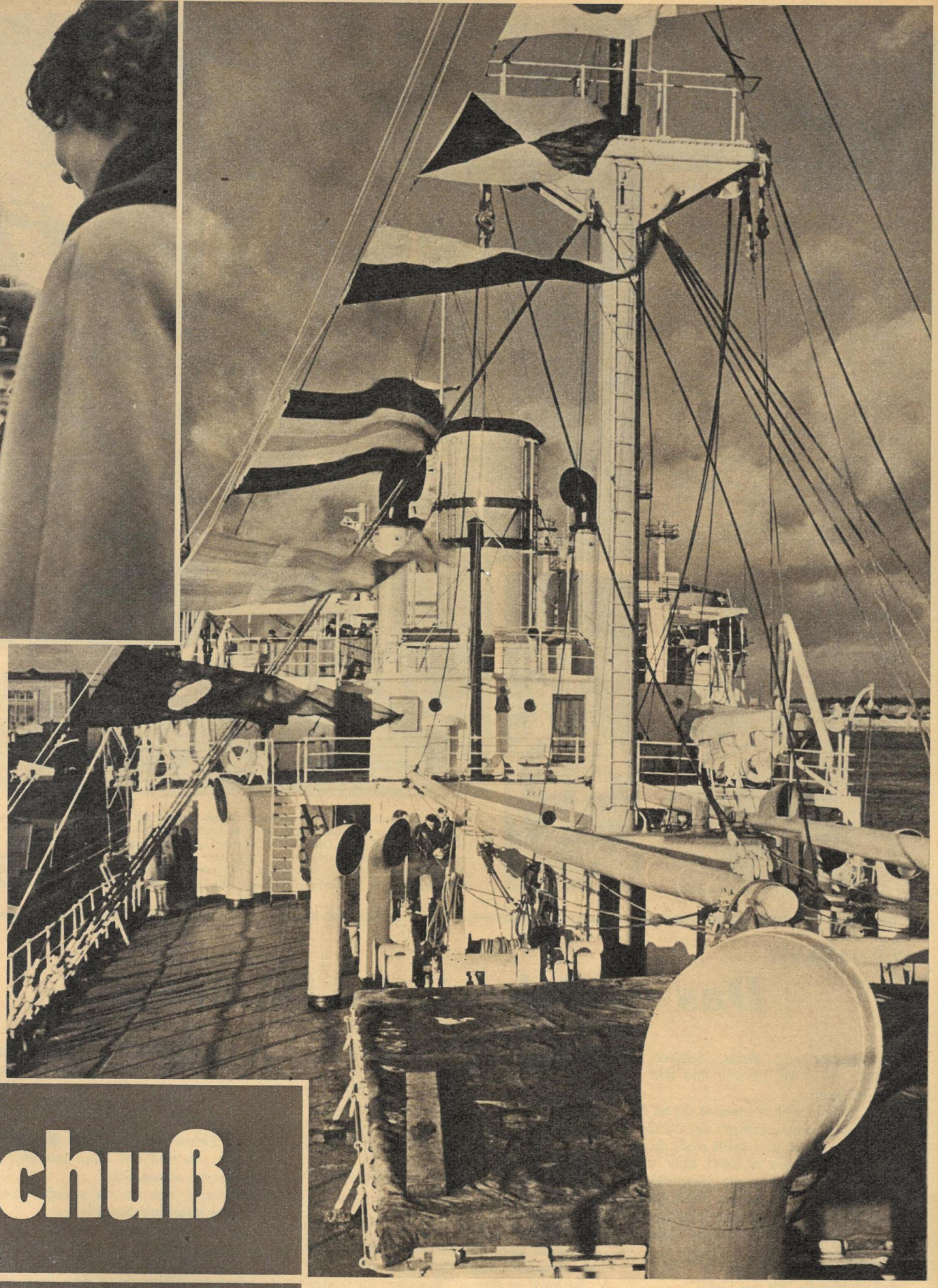
Johannes Brahms war mit dem berühmten Mediziner Billroth eng befreundet, der als begeisterter Musikfreund Cello spielte. Oft musizierten sie gemeinsam. Eines Abends sagte Billroth:

„Du hast mit solcher Gewalt und mit solchem Feuer gespielt, daß ich mein eigenes Instrument nicht gehört habe."

„Sei froh!" nickte Brahms nur.

„Allzeit gute Fahrt!" wünscht Ingeborg Dietrich, eine junge Kosmetikarbeiterin aus dem VEB „Steckenpferd", im Namen des Betriebes ihrem Schiff. Kapitän Jenß dankt, die Flaggen unserer Republik und der Deutschen Seereederei steigen empor, und „MS Steckenpferd" ist offiziell übergeben. Es ist das vierte Schiff der „Steckenpferd-Flotte", zu der noch drei schon in Dienst gestellte 4000-Tonner gehören und die schnell weiterwächst

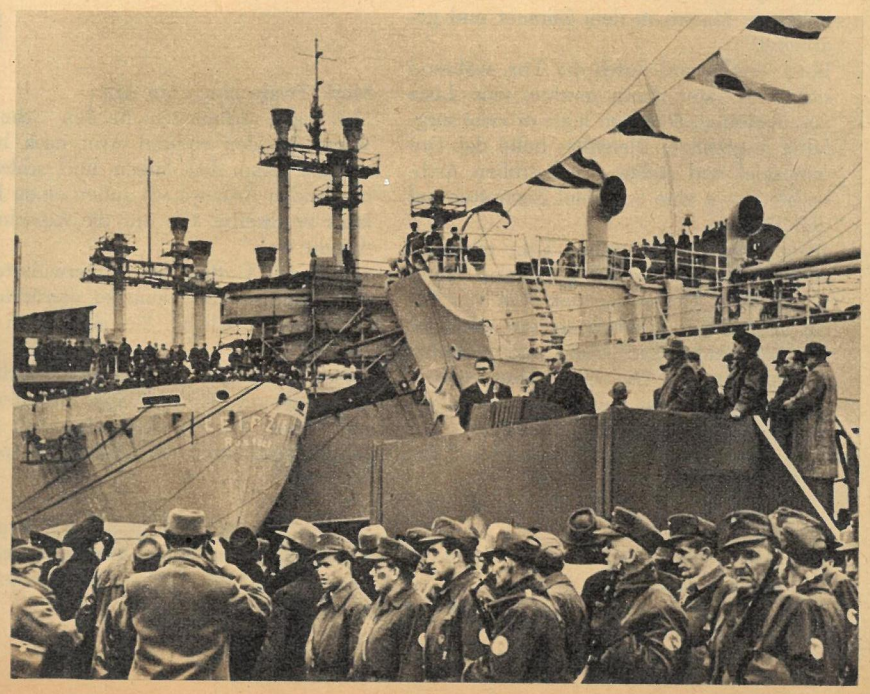
Fotos Friedemann / Text G. Fischer



Startschuß für das zweite Jahr

Obwohl kein neues Schiff (1936 in England gebaut und zuletzt in schwedischen Diensten), kann sich die „Stekkenpferd" doch sehen lassen. Sie ist 135 Meter lang, 16,5 Meter breit und mit einem 2400-PS-Motor ausgerüstet. Die mit modernen Klimaanlagen ausgestatteten Laderäume können unabhängig von der Außentemperatur auf 15 bis 18 Grad Wärme gehalten werden und haben ein Fassungsvermögen von 8500 Tonnen. Für unseren Staat bedeutet jede Reise dieses Schiffes, das jetzt auf der Fahrt von Wismar nach Alexandria ist, eine Deviseneinsparung von rund 200 000 DM, die das Schiff schon bald bezahlt machen ▷

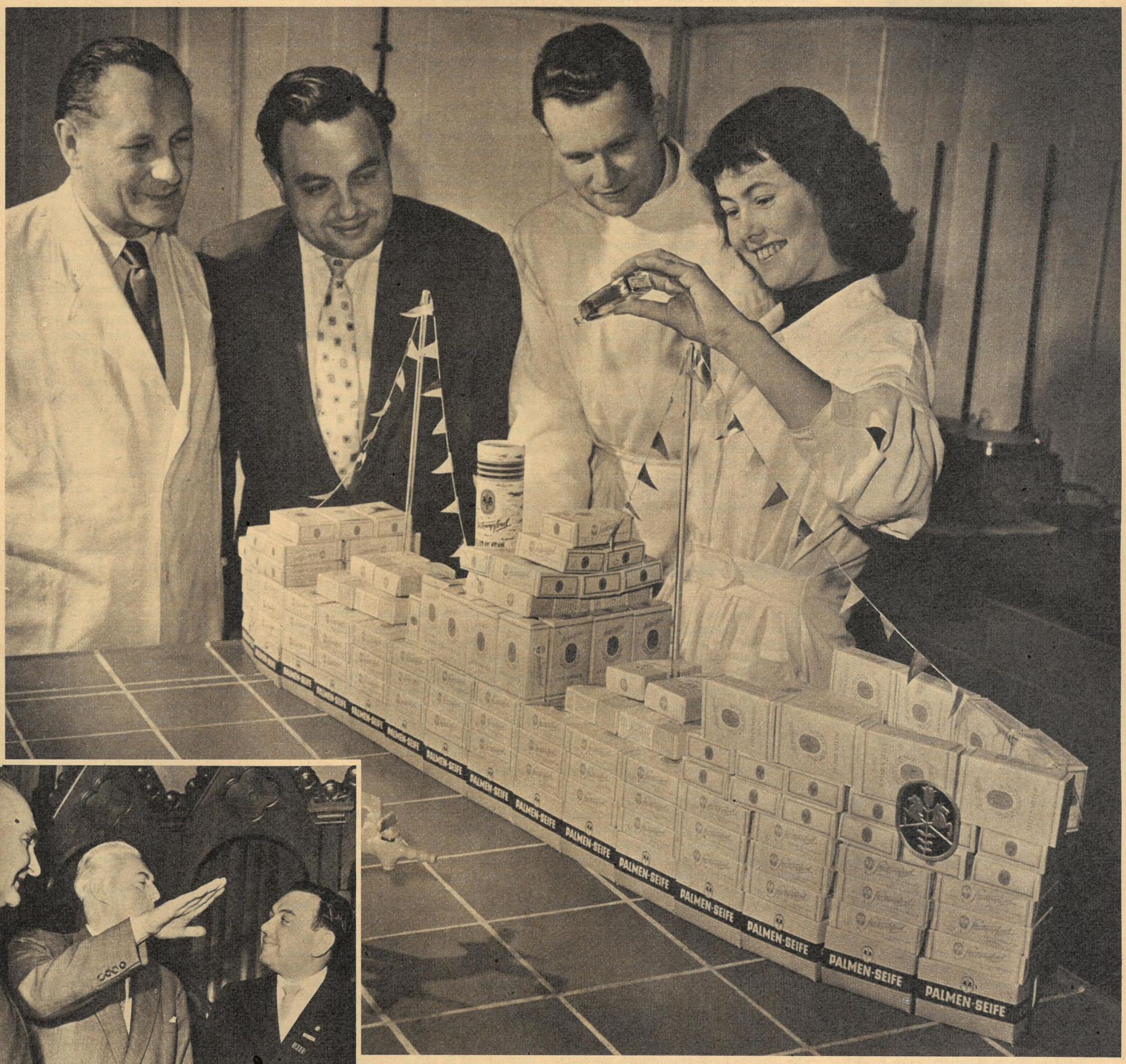
Die Indienststellung dieses Schiffes ist ein Ausdruck der Erfolge des vergangenen Jahres und gleichzeitig ein guter Auftakt für das beginnende, wie Minister Heinrich Rau in der kurzen Feierstunde betonte. Die Steckenpferd-Bewegung hat maßgeblich dazu beigetragen, daß unser Export-Plan für 1958 am 20. Dezember zu 99,5 Prozent erfüllt und am Jahresende übererfüllt war. Am 5. Januar 1959 wurde nicht nur mit Stolz von errungenen Erfolgen berichtet, es wurden auch neue Verpflichtungen übernommen



Das zweiunddreißigste Schiff unserer Handelsflotte, „MS Steckenpferd", ist in Dienst gestellt. Die Deutsche Seereederei gab ihm den Namen des Betriebes, der sich als erster verpflichtete, Exportware im Werte von 100 000 Dollar über den Plan zu produzieren und sie als Grundstock für den Ankauf eines 10 000-Tonnen-Handelsschiffes zur Verfügung zu stellen. Über 1600 Betriebe schlossen sich an, und das Endergebnis der „Steckenpferd"-Bewegung im Jahre 1958 waren für den Außenhandel zusätzliche Exportgüter im Werte von 200 Millionen DM.

„Ihr habt euren Plan gut erfüllt!" rief Karl Mewis, der Erste Sekretär der SED-Bezirksleitung Rostock, den Arbeitern der Warnow-Werft in Warnemünde zu: „Aber, unser Bezirk hat erst den dritten Platz im Wettbewerb, und wir wollen den ersten Platz erreichen!" Ihre Gesichter gaben die Antwort: „Dieser heute in Dienst gestellte Frachter ist erst der Anfang. Wir wollen und wir werden noch mehr schaffen!" Die Steckenpferd-Bewegung hat in der ganzen Republik ihren Widerhall gefunden und gezeigt, wieviel Reserven wir haben

Am 29. Mai 1958, dem Tag, an dem die Reste der Lebensmittelkarten in der DDR aufgehoben wurden, faßten die Kollegen des VEB „Steckenpferd" in Radebeul bei Dresden ihren Beschluß. Am 5. Januar 1959 standen sie und mit ihnen Vertreter aus 160 anderen Betrieben, die sich ihnen angeschlossen hatten, auf dem Schiff, das den Namen der Bewegung trägt. Ein Erfolg, den sie selber niemals erwartet hatten, der aber um so deutlicher die Leistungsfähigkeit der daran beteiligten Exportbetriebe beweist



1958 war es „Steckenpferd", genauer gesagt, es waren die Kollegen Heinrich, Leiter der Abteilung Absatz, Werkleiter Blochwitz und Werbeleiter Rottgard (v. l. n. r.), die hier von Ingeborg Dietrich ihr „Steckenpferd-Schiff" taufen lassen, von denen die Bewegung ausging. 1959 hat der VEB „Weinbrand" Wilthen den Anfang gemacht. Minister Rau und Werkleiter Blochwitz schmunzelten, als dessen Werkleiter Köhler mit der Hand andeutete, wie hoch er Steckenpferd mit 300 000 DM zusätzlicher Produktion bis zum 10. Jahrestag der Republik schlagen will (links). „Abgerechnet wird zuletzt", meinten beide, „Hauptsache, die 250 Millionen, die wir uns für dieses Jahr vorgenommen haben, werden geschafft!"

Unter Tatverdacht

Kriminalfälle ohne Beispiel

VON GUNTER PRODOHL

10. Fortsetzung

Weltsensation „Unternehmen Attila"

Der einzige, der bei dem geplatzten Unternehmen in Aurolzmünster ohne Schaden davonkommt und offensichtlich auch daran verdient hat, ist der geistige Lenker des Unternehmens Attila, Dr. Wetzel. Er selbst allerdings bestreitet diese Tatsache und distanziert sich ganz von dem Unternehmen, das er vorher als „Wünschelrutenforschungsvereinsvorsitzender" glühend verteidigt und wissenschaftlich bekräftigt und befürwortet hat

Ja, Dr. Wetzel wagte es sogar, zweiundzwanzig Jahre später, als der Leiter des gerichtsmedizinischen Institutes der Universität Bonn, Dr. Prokop, in einer wissenschaftlichen Arbeit die Affäre Aurolzmünster behandelte, auf Erlaß einer einstweiligen Verfügung zum Verbot der Veröffentlichung beim Landgericht München I zu klagen. Erst als ihm aus der Gegenklage bekannt wurde, daß sich Dr. Prokop in Aurolzmünster das Beweismaterial für seine Behauptungen zusammengesucht hatte, zog Wetzel seine Klage schleunigst zurück.

Der Kreis, den wir hier, ausgehend vom Wuppertaler Wunderdoktorenprozeß über die einzelnen Perioden der Wünschelrutenmagie beschrieben haben, schließt sich nun wieder im Wuppertaler Schwurgerichtssaal. Das letzte Glied ist — Dr. Wetzel!

Als Vorsitzender des „Verbandes für Ruten- und Pendelkunde" sowohl, wie auch als Erfinder eines von ihm „Ätherregler" genannten Erdstrahlenabwehrgerätes war er als Sachverständiger geladen worden und hatte die günstige Gelegenheit benutzt, aus seinem langjährigen Erfahrungsschatz in der Ruten- und Pendelkunde die Heilmethoden der Angeklagten im besonderen wie auch die Rutengängerei im allgemeinen als modernste und bald einzig wahre Wissenschaft zu preisen. Daß er mit dieser modernsten aller Wissenschaften schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert einen Reinfall ohnegleichen erlebt hatte, davon hörte man allerdings in seinem auf jahrzehntelanger Erfahrung fundierenden Gutachten kein einziges Wort. Dennoch beschwor er bei Gott, nichts als die Wahrheit gesagt zu haben und weder etwas hinzugefügt noch etwas weggelassen zu haben, was der Aufklärung des Falles gedient hätte. —

Die Uhr im Schwurgerichtssaal des Wuppertaler Landgerichts zeigte 16 Uhr 31 Minuten, als die Richter der Großen Strafkammer den Sitzungssaal wieder betraten und der Vorsitzende sich sein Barett zurechtrückte. Mit schneller, routinierter Stimme begann er das Urteil zu verlesen. „Im Namen des Volkes! Ich verkünde folgendes Urteil der Großen Strafkammer. Die Angeklagten Dr. Aschoff und Dr. Korthals sind schuldig des fortgesetzten Betruges, der Angeklagte Päsler der Beihilfe zum Betrug, des versuchten und vollendeten Betruges sowie des Verstoßes gegen das Heilpraktikergesetz. Es werden verurteilt: Dr. Aschoff und Dr. Korthals zu je einem Jahr Gefängnis und 1000 Mark Geldstrafe, der Angeklagte Päsler zu neun Monaten Gefängnis und 900 Mark Geldstrafe. Die Kosten des Verfahrens fallen den Angeklagten zur Last."

Es dauerte eine geraume Weile, und der Vorsitzende mußte mehrmals mit seinem Bleistift auf die Tischplatte klopfen, ehe sich die Aufregung im Gerichtssaal legte, Beifall und Ablehnung mischten sich zu einem brodelnden Stimmengewirr. Man konnte nicht heraushören, was lauter war. Die immer leiser werdende Stimme des Vorsitzenden ging in diesem Brodeln allmählich unter. Nur Satzfetzen seiner Urteilsbegründung waren noch zu verstehen. „In unverantwortlicher Weise haben sich die Angeklagten die mystisch-okkulten Neigungen der Menschen zunutze gemacht — wenn man sie nicht bestrafen würde, kann man auch keinen Zigeuner mehr verurteilen, der aus dem Kaffeesatz oder den Handlinien liest —, die Wünschelruten und Abschirmgeräte, derer sie sich bedienten, waren absoluter physikalischer Unsinn — Erdstrahlen von gesundheitsschädigender Wirkung gibt es nicht, und bisher hat noch niemand erklären können, was Erdstrahlen überhaupt sind und worin ihre schädigende Wirkung liegen soll."

Dann aber hob sich noch einmal die Stimme des Richters: „Die Angeklagten haben mit ihren unglaublichen Methoden nicht nur ungeheuren finanziellen Schaden angerichtet, sondern auch Leben und Gesundheit ihrer Patienten auf das höchste gefährdet, indem sie sie abhielten, sich einer ordnungsgemäßen ärztlichen Behandlung zu unterziehen. In einem Fall aber haben sie nachgewiesenermaßen die Schuld am Tod einer Patientin auf sich geladen. Eine zweiundsiebzigjährige krebskranke Frau beging Selbstmord, als sie das Gerät öffnete, das man ihr für 120 Mark als absolut sicheres Heilmittel verkauft hatte. Ein Stückchen Draht, eine Spule und eine Butterbrotdose waren das Allheilmittel gegen die schlimmste aller Krankheiten . . ." —

Der Spießbürger und der perfekte Mord

Otterberg, etwa zehn Kilometer nördlich von Kaiserslautern im Pfälzer Wald gelegen, ist ein idyllisches Kleinstädtchen von nicht ganz 4000 Seelen. 2400 evangelischen und 1600 katholischen Seelen, wohlgemerkt, denn mit der Trennung der Konfessionen nimmt man es bei aller Frömmigkeit hier sehr genau. Deshalb ist die 700 Jahre alte Otterberger Stiftskirche eigens durch eine zwei Steine dicke Mauer halbiert worden, damit die evangelischen und die katholischen Christen, mangels eines eigenen Kirchhauses, auch ja ungestört voneinander ihrem gemeinsamen Gott jeden Sonntagvormittag um 10 Uhr huldigen können.

Mit seinen blitzblanken kleinen Giebelhäusern, den weißgescheuerten Steintreppen, den saubergefegten Kopfsteinpflastergäßchen ist Otterberg zu einer Zeit, da beispielsweise das nur eine halbe Fahrstunde entfernte Kaiserslautern von den amerikanischen Besatzern in ein neongrelles „Sodom und Gomorrha" verwandelt worden ist, noch immer eine feste Burg reputierlichen deutschen Bürgertums. In Otterberg gibt es noch immer keine Bordelle und Weinschänken mit Barbetrieb, keine Neonreklamen und Unterwäscheschauen, in Otterberg strahlen jeder Stein und jeder Mensch gesunde Wohlanständigkeit aus. In Otterberg liegt die Moral sanft eingebettet zwischen Hügeln und Gärten, zwischen Stiftskirche und Pfälzerwald.

Der wohlanständigste, reputierlichste, markanteste Vertreter dieses Otterberg dürfte der sechsundvierzigjährige Zahnarzt Doktor Richard Müller sein. In der Alleestraße Nr. 2, im gepflegten Zweifamilienhaus des Gastwirtes und Fleischermeisters Galecki, führt er seit einundzwanzig Jahren mit seiner drei Jahre älteren Frau Gertrud und seinen drei Buben, Werner, Klaus und Theo, die selbstverständlich in Kaiserslautern aufs Gymnasium gehen, um dereinst Jurist, Arzt und Theologe zu werden, ein vorbildliches Familienleben. In der Stiftskirche hat er seinen eigenen Betstuhl und im benachbarten Otterbach seine weithin gerühmte Zahnpraxis, in der er oft bis in die Nachtstunden hinein mit seiner jungen freundlichen Sprechstundenhilfe Tilly Höbel den Otterbergern und Otterbachern die Zähne plombiert, zieht und durch Prothesen ersetzt. Als einziges Zugeständnis an die Entwicklung der Zeit hält sich der Zahnarzt Dr. Müller einen Wagen, eine Borgward-Limousine, die er sich aber auch mit seiner Hände- und Bohrerarbeit redlich verdient hat. Auch vom Äußeren her ist dieser Dr. Müller geradezu ein Denkmal braver Otterberger Bürgerlichkeit. Kurzgeschnittene, glatt nach hinten gekämmte Haare, spitze korrekte Nase, energisches vorspringendes Kinn und eine randlose Intellektuellenbrille mit Goldbügeln, hinter der zwei nüchterne, klare Augen den Betrachter sachlich abwägen, prägen sein Gesicht. Dazu trägt Doktor Müller sommers und winters dunkle, seriöse, feingestreifte Maßanzüge, Strümpfe mit Sockenhaltern und schwarze dünnsohlige Schuhe mit geraden Absätzen.

Das Bild dieses Dr. Richard Müller ist eine Ansichtspostkarte von Otterberg!

Dies alles hat Gültigkeit bis zum 18. Februar des Jahres 1954, abends 22 Uhr 15. Zu diesem Zeitpunkt bricht über das idyllische Städtchen Otterberg das moralische Inferno herein. Jeder Otterberger kann es hören, selbst jene, die schon im Schlafe liegen. Um 22 Uhr 15 ertönt auf dem Dach des Gemeindehauses, weithin über Häuser und Gärten schallend, die Luftschutzsirene und gibt Feueralarm. —

Fünfzehn Minuten zuvor etwa war der in Otterberg wohnende Musiker Martin auf seinem Fahrrad die wenig befahrene Landstraße Birotshof–Otterberg in einer Kurve, mitten im Wald, auf den Zahnarzt Dr. Müller getroffen. Müller war trotz der eiskalten Winternacht ohne Hut und Mantel und in höchstem Maße erregt. Als er den Musiker auf dem Fahrrad kommen sah, rief er schon von weitem: „Hilfe, Hilfe! Helfen Sie mir bloß, meine Frau verbrennt im Auto!"

Beide liefen dann so schnell sie konnten in Richtung Otterberg. Wo die Kurve ihrem Ende zugeht, sah Martin, noch 150 Meter entfernt, ein in hellen Flammen stehendes Auto. Sie gingen noch bis zu dem Wagen hin, doch Martin erkannte sofort, daß hier keine Hilfe möglich war. Er schwang sich wieder auf sein Fahrrad und fuhr die Straße zurück, zum Gasthaus Birotshof. Mit überstürzten Worten erzählte er dem Gastwirt, was vorgefallen war; er veranlaßte ihn, die Gendarmerie in Otterberg anzurufen, und fuhr wieder zum Brandort zurück.

Dr. Müller fand er heftig weinend am Straßenrand sitzend. Er zeigte ihm sofort seine verletzten Hände und beteuerte ein ums andere Mal, daß er alles versucht habe, seine Frau aus dem brennenden Borgward zu retten, es aber allein nicht zustande gebracht habe.

Dr. Müller forderte den Musiker auf, ihm zu helfen, den Wagen ein paar Meter weiterzuschieben, damit man die rechte Wagentür, die durch einen Baum verstellt sei, öffnen könne. Beide traten an den brennenden Borgward heran, doch auch Martin mußte einsehen, daß weder der Wagen weggeschoben noch die rechte Tür geöffnet werden konnte. Mit Entsetzen sah er aber jetzt auch, daß auf dem rechten Vordersitz, den Oberkörper nach links geneigt, noch ein Mensch saß, der mit dem Auto verbrannte. Weil damit zu rechnen war, daß auch noch der Benzintank explodieren konnte, zog Martin den Zahnarzt, der mit weinerlicher Stimme schrie, er werde sich in die Flammen stürzen oder ersticken, gewaltsam vom Brandherd fort und machte ihm klar, daß sie nichts unternehmen könnten und das Eintreffen der Feuerwehr abwarten müßten. Da hörten sie auch von fern das Aufheulen der Otterberger Luftschutzsirene.

Eile mit Weile!

In diesem Augenblick, da auf der Landstraße nach Otterberg der Borgward des Zahnarztes Dr. Müller, in dem noch immer seine längst tote Frau sitzt, niederbrennt, wird aus dem vom Musiker Martin für einen tragischen Unfall angesehenen Autobrand der komplizierteste, nie völlig geklärte Fall der deutschen Kriminalgeschichte, wie es in den nächsten zweieinhalb Jahren ungezählte Male in der Presse heißen wird.

Er beginnt geradezu tragikomisch: Auf den Anruf des Gastwirts Lorenz vom Birotshof weist der aus dem Schlaf geholte Gendarmeriewachtmeister Reinhard Gute das „Fräulein vom Telefonamt" an, die Luftschutzsirene in Gang zu setzen. Das Fräulein ist aber erst neu in ihrem Amt und weiß nicht, wie man das macht.

Wachtmeister Gute erklärt es ihr in aller Umständlichkeit und zieht sich dabei an. Als endlich die Sirene aufheult, sitzen die meisten Feuerwehrleute im Wirtshaus und spielen Karten. Sie spielen ihren Lachs zu Ende, weil sie an kein rechtes Feuer glauben, denn vom Wirtshausfenster aus ist kein Feuerschein in der Stadt zu sehen. Dann zahlen sie und begeben sich nun endlich zum Spritzenhaus. Im Spritzenauto ist aber das Kühlwasser eingefroren. Sie besorgen erst aus Nachbarhäusern warmes Wasser zum Auftauen. Als sie dann endlich am Brandort eintreffen, stellen sie fest, daß sie gar kein Löschwasser mithaben. Sie versuchen eine Schlauchleitung zu einem nahe gelegenen Tümpel zu legen. Aber der Tümpel ist bis auf den Grund gefroren. Nun fährt einer der Feuerwehrmänner zurück nach Otterberg, um einen Handlöscher zu holen. Im Spritzenhaus findet er keinen, fragt in der Nachbarschaft herum und erfährt, daß der Handlöscher im Gemeindehaus aufbewahrt wird. Den Schlüssel zum Gemeindehaus hat der Gemeindediener. Der Gemeindediener ist bei seiner Schwester zur Geburtstagsfeier und muß erst von dort geholt werden. Endlich, endlich trifft der Feuerwehrmann mit dem Handlöscher am Brandort ein. Aber nun weiß niemand, welcher Druck in dem Handlöscher vorhanden ist. Um den Druck festzustellen, erprobt man ihn erst an einem der brennenden Autoreifen. Als man glücklich soweit ist, um mit dem Löschen zu beginnen, schreitet der inzwischen ebenfalls am Brandort erschienene Gendarmeriewachtmeister Reinhard Gute ein und verbietet jegliche Löscharbeiten!

Wachtmeister Gute ist Polizist und als solcher kriminalistisch geschult. Er sieht auf den ersten Blick, daß der Borgward genau parallel zum Straßenrand steht und keinerlei Beschädigungen aufweist, die auf einen Anprall schließen lassen. Daraus folgert er, daß hier nicht ein Unfall, sondern ein Ver-

brechen vorliegt. Als kriminalistisch geschulter Polizist weiß er, daß bei Entdeckung eines Verbrechens der Tatort bis zum Eintreffen der Kriminalpolizei nicht verändert werden darf. Darum verbietet er die Löscharbeiten und sieht mit strenger Miene zu, wie die wichtigsten Spuren und Indizien für die Beantwortung der Frage: Unfall oder Verbrechen? verbrennen. Der Leichnam der Frau Müller, an dem am ehesten festzustellen wäre, ob sie einem Unfall oder einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, verbrennt bis zur Unkenntlichkeit.

Gute läßt den Tatort nun von den Feuerwehrleuten absperren, wobei sie auch noch alle in der Umgebung etwa vorhandenen Spuren zertrampeln, und benachrichtigt dann nicht etwa telefonisch die Mordkommission in Kaiserslautern, sondern fährt höchst persönlich zum Kreisgendarmeriechef, den er natürlich erst aus dem Bett holen muß, um ihm die Nachricht von der Entdeckung eines Verbrechens zu überbringen. Der Kreisgendarmeriechef seinerseits ruft standesgemäß den Polizeipräsidenten an, dieser den Chef der Kriminalpolizei, und zu guter Letzt wird dann auch die Mordkommission alarmiert.

Statt abends um 23 Uhr treffen die Untersuchungsbeamten erst am anderen Morgen um 8 Uhr am Tatort ein. Sie finden eine bis auf minimale Reste verbrannte Leiche, ein inzwischen von Dutzenden unbefugter Leute untersuchtes und sogar schon von der Presse fotografiertes Autowrack und einen völlig zertrampelten Tatort vor. Sie sehen auf den ersten Blick, daß sich mit kriminalistischen Mitteln nie mehr feststellen läßt, ob hier ein Verbrechen oder ein Unfall vorliegt.

Der Tugendhafte – ein Wüstling!

In ganz Otterberg und Umgebung steht aber zu diesem Zeitpunkt schon unumstößlich fest, daß der Zahnarzt Dr. Richard Müller seine Frau Gertrud ermordet und in seinem Auto verbrannt hat! Beim Bäcker und beim Kaufmann, im Gemeindeamt und im Wirtshaus wird es wie ein Lauffeuer verbreitet. An dieser Meinung wird sich auch nie etwas ändern, obgleich doch nie jemand wird sagen können, wie Müller seine Frau nun umgebracht hat. Über das Warum gibt es schon am ersten Tag eine allgemeingültige Version. Der Doktor Müller hatte doch die junge hübsche Tilly Höbel als Sprechstundenhilfe! Also hat er auch mit ihr seine arme unschuldige Frau betrogen und schließlich umgebracht, um die zwanzig Jahre Jüngere heiraten zu können. Daß Tilly Höbel inzwischen nach England gegangen war, störte dabei niemand. Im Gegenteil, es machte die Sache nur noch verdächtiger. Sie war eben von Müller nach England geschickt worden, damit er in Ruhe seine Frau umbringen konnte. Außerdem: Vor Jahren hatte Doktor Müller den Sohn des Bürgermeisters mit seinem Wagen überfahren. Zwar wurde von der Polizei festgestellt, daß er daran keine Schuld trug, aber bewies das nicht doch genug, daß er ein brutaler, herzloser Mensch war, der vor einem Menschenleben keine Achtung besaß?! Frau Holzwarth hatte auch damals schon offen gesagt: Der Doktor Müller ist ein Mörder! Immer wieder hatte sie's gesagt, bis ihr Müller schließlich auf offener Straße an den Hals gegangen war und sie vor Erregung gewürgt hatte. Jetzt ist die Szene von damals wieder in aller Munde. Sicher wird er seine Frau, als sie ihm wegen seiner Liebschaft Vorhaltungen machte, ebenso gewürgt und dann erwürgt haben! Und um die Spuren seines Mordes zu beseitigen, hatte er sie eben ins Auto gesetzt und dann im Wald den Wagen angesteckt.

Plötzlich weiß auch der Fleischermeister Galecki, in dessen Haus die Müllers wohnten, daß es einmal einen großen Krach gegeben hat, weil Frau Müller ihren Mann dabei ertappt hatte, daß er mit ihrer jüngeren Schwester etwas vorhatte.

Und einem Dutzend weiterer Otterberger fällt nun auch ein, daß alle jungen Mädchen so gern zum Doktor Müller gingen, weil er bei der Behandlung so nett zu ihnen war. Sie erinnern sich, daß die Frauen, denen er die Zähne plombierte, immer davon schwärmten, was für zarte und feinfühlige Hände Dr. Müller bei der Behandlung hätte. Jetzt weiß man natürlich, was für zarte Hände und was für eine Behandlung das waren; jetzt ist auch allen klar, warum Dr. Müller abends immer so lange in seiner Praxis war.

Selbst der Küster von der Stiftskirche, in der Dr. Müller seinen eigenen Betstuhl hatte, sagt jetzt kopfschüttelnd, daß der Zahnarzt wohl der fleischlichen Begierde wegen seine Frau umgebracht haben werde.

Der Apotheker Dr. Derschun gar erzählt, daß sie sich am letzten Stammtisch, wenige Tage zuvor, mit Dr. Müller darüber unterhalten hätten, wie man einen Menschen umbringen könne, ohne daß es die Polizei herausbekäme. Und gerade Doktor Müller sei es gewesen, der sich auffallend eifrig danach erkundigt hätte, ob Lufteinspritzungen in die Vene tödlich wären und sich später bei einer gerichtsmedizinischen Obduktion nachweisen ließen! —

Es brodelt und blubbert in Otterberg wie in einem Sumpfloch. Die Fassade der bürgerlichen Wohlanständigkeit und Reputierlichkeit bekommt klaffende Risse wie nach einem Erdbeben. Der angesehenste Bürger des Städtchens ist über Nacht ein Gattenmörder und Gemeindelustmolch; die Ehefrauen der Stadtväter und die jungfräulichen Töchter der angesehenen Familien sind halbe Dirnen, die sich in der Praxis dem Zahnarzt auf dem Behandlungsstuhl hingaben, weil er solch eine zarte Hand hatte; die männliche Honoration hingegen besteht aus verklemmten Mördern, die am wöchentlichen Stammtisch nicht über Politik und Wirtschaftsfragen, sondern über die beste und unauffälligste Art des perfekten Mordes debattieren!

Die Mordkommission steht dieser Flut von Gerüchten und Verdächtigungen zunächst machtlos gegenüber. Sie hat nichts in Händen, was ihr erlaubt, gegen Dr. Müller vorzugehen. Er hat ihr eine zunächst unwiderlegbare Darstellung von dem Hergang des Unglücks gegeben:

„Am Vortage war meine Mutter gestorben. Die Schwester meiner Frau, die bis dahin

Des Gattenmordes verdächtig: Zahnarzt Dr. Müller

Das Opfer, seine Frau Gertrud Müller

Aus dem ausgebrannten Wagen werden die Leichenüberreste geborgen

bei meiner Mutter gewohnt hatte, sollte nun zu uns ziehen. Sie ist berufstätig, und ihre Anwesenheit im Haushalt hätte meine Frau mit zusätzlicher Arbeit belastet. Deshalb wollten wir ein Hausmädchen anstellen. Am Abend vor dem Unglück bin ich nach Schluß der Sprechstunde mit meiner Frau zu einigen der um Otterberg herum liegenden Bauernhöfe gefahren, um dort ein geeignetes Mädchen auszusuchen. Zuletzt waren wir noch in der Gaststätte Birotshof und haben dort wegen der Kälte ein wärmendes Getränk zu uns genommen. Dann traten wir die Heimfahrt an. Weil mein Wagen keine elektrische Heizung besaß, hatte ich schon Wochen vorher einen Katalytofen als Heizgerät gekauft. Am Tage vor dem Unglück besorgte ich mir auch noch mehrere Kanister Katalytbenzin, die ich im Wagen aufbewahrte. Während der Heimfahrt äußerte meine Frau, daß sie ihren Ring, den ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, verloren habe. Während dieses Gespräches hörte ich ein Klappern auf der Straße, das hinter uns zurückblieb. Ich nahm an, daß eine Radkappe des Wagens verlorengegangen war, was sich nachher auch bestätigte. Ich fuhr darauf rechts heran und stoppte. Dann stieg ich aus und suchte die Radkappe. In vielleicht 200 Meter Entfernung fand ich sie auch. Dabei hörte ich im Wald ein Geräusch. Ich drehte mich um, und da sah ich plötzlich, daß der Wagen in hellen Flammen stand. Ich rannte nun zurück, warf Mantel und Hut von mir und versuchte, meine Frau aus den Flammen zu befreien. Zu allem Unglück hatte ich aber den Wagen so dicht an einen Baum herangefahren, daß sich die Tür auf der Seite, wo meine Frau saß, deren Kleidung schon in hellen Flammen stand, nicht öffnen ließ. Sie war wohl auch schon ohnmächtig geworden. Ehe ich jedoch um den Wagen herumgerannt war, um meine Frau durch die andere Tür zu befreien, hatte das Feuer ein solches Ausmaß angenommen, daß ich von der Hitze, die mir entgegenschlug, für einen kurzen Moment ohnmächtig wurde. Was ich dann im einzelnen noch alles tat, um meine Frau zu befreien, kann ich jetzt nicht mehr sagen. Ich bin schließlich davongelaufen, um Hilfe zu holen. Ich traf dann auf einen Radfahrer, der alles weitere veranlaßte. Wenn ich gefragt werde, wie das Feuer entstanden sein kann, so kann ich darauf nur antworten: ich weiß es nicht. Ich vermute aber, daß meine Frau in der Zeit, während der ich nach der Radkappe suchte, im Auto ein Streichholz anzündete, um nach ihrem Ring zu forschen, in der Hoffnung, sie habe ihn im Auto verloren. Dabei muß sie dann wohl den Katalytofen umgestoßen und das Benzin verschüttet haben. Das brennende Streichholz wird das Benzin entzündet und den Brand ausgelöst haben. Sicher wird meine Frau versucht haben, an der verstellten Tür aus dem Wagen zu kommen. Ehe sie dann zur anderen Tür hinüberkam, muß sie von der Hitze ohnmächtig geworden sein. Wie schnell das geht, habe ich nachher selbst zu spüren bekommen. Eine andere Erklärung weiß ich nicht!"

Nun, auch die Mordkommission weiß keine andere Erklärung. Und deshalb kann sie auch Dr. Müllers Darstellung und Behauptung, daß alles nur ein gräßlicher Unglücksfall sei, mit dem ihm Gott nach dem Tode seiner Mutter innerhalb von vierundzwanzig Stunden eine neue, schwere Prüfung auferlegt habe, nicht widerlegen. In jedem anderen Fall würde sie bei diesem Sachverhalt die Ermittlungen einstellen. Aber die untersuchenden Beamten wohnen schließlich alle in der Gegend um Otterberg. Und abends, als sie nach Hause kommen, da liegen ihnen die Frauen, Bräute und Mütter mit den hunderterlei Gerüchten in den Ohren. Und als sie abwinken wollen: Gerüchte entstehen immer, wenn irgendwo was passiert ist, sagt man ihnen: „Aber an Gerüchten ist immer etwas Wahres!"

So gehen sie denn diesen Gerüchten am nächsten Tag nach, und nun stellt sich heraus: Es stimmt im Grunde genommen alles, was Abträgliches über Dr. Müller erzählt wird. Er war gar nicht der Ehrenmann, für den man ihn immer gehalten hatte. Es stimmt, daß er seine alternde Frau seit Jahr und Tag mit der Sprechstundenhilfe Tilly Höbel, mit seiner Schwägerin und mit manch anderer der hochanständigen Otterberger Frauenspersonen in seiner Praxis, in den Wäldern um Otterberg und in den diskreten Hotels von Kaiserslautern betrogen hat. Später wird der Leiter der psychiatrischen Klinik in Heidelberg über diesen Punkt sogar sagen: Der angesehene Bürger Dr. Müller besaß ein höchst makabres Triebleben, und unter der Maske des Biedermannes verbarg er nur seine charakterlichen Minderwertigkeiten! —

Das Rauschgift im Hausaltar

Schließlich meldet sich ein Freund des Dr. Müller bei der Mordkommission und verrät unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ihn Dr. Müller vor wenigen Stunden besucht und flehentlich gebeten habe, schnellstens seine frühere Sprechstundenhilfe Tilly Höbel in England anzurufen und ihr aufzutragen, daß sie sofort alle von Dr. Müller erhaltenen Liebesbriefe verbrennen solle. Der gute Freund teilt der Mordkommission weiter mit, daß Dr. Müller mit Tilly Höbel über seine Adresse einen verschwiegenen Briefwechsel führte, seit die Höbel in England weilt.

Da Dr. Müller in seiner Vernehmung mehrmals erklärt hatte, daß seine Ehe maßlos glücklich war und alle Behauptungen über irgendwelche Verhältnisse zu anderen Frauen böswillige Verleumdungen seien, kann ihn die Mordkommission nun der ersten Lüge überführen. Jetzt ist ein Motiv für einen möglichen Mord vorhanden, nun greift die Polizei auch sofort zu.

Noch am Abend des 20. Februar wird Dr. Müller in seiner Praxis verhaftet. Gleichzeitig durchsucht man seinen Schreibtisch und findet ein ganzes Bündel Tilly-Höbel-Briefe aus England, die von innigen Liebesbeteuerungen geradezu triefen. „Du mein gutes Dickerle ..." — „Du mein Liebster, mein Richard ..." — „Du mein ganz liebes Herzel ..." So beginnt Brief um Brief. —

Dr. Müller steht blaß, mit zusammengekniffenen Lippen daneben und läßt sich wortlos die Handschellen anlegen. Die Fahrt geht aber noch nicht zum Unter-

Fortsetzung von S. 13

suchungsgefängnis nach Kaiserslautern, sondern zur Wohnung in Otterberg. Auch hier wird Haussuchung gehalten.

Alles in der gepflegten Dreizimmerwohnung atmet bürgerlich-beschauliche Behaglichkeit. Keine modernen Kinkerlitzchen stehen umher, sondern gediegene schwereichene Möbel, darauf Kissen und Deckchen und an den Wänden religiöse Öldrucke und Kruzifixe. Im Schlafzimmer sogar ein kleiner Hausaltar mit Bibel und Christusstatue zum Verrichten der Abendgebete. Hier pflegte Dr. Müller sein idyllisches Familienleben.

Als der Kriminalkommissar beim Durchstöbern der Wohnung an den Hausaltar tritt und den Schrank öffnen will, auf dem er aufgebaut ist, zuckt Dr. Müller schmerzlich zusammen, als könne er die Entweihung nicht mit ansehen. Wenig später fördert der Kommissar aus dem Hausaltar einen Reisekoffer voll Rauschgiftampullen zutage! Morphium, Dolantin, Opiumpräparate, Kokain! Ein Vermögen, was Müller hier verborgen hält.

„Sind Sie rauschgiftsüchtig?" fragt der Kommissar skeptisch, doch der Zahnarzt schüttelt energisch den Kopf. „Aus der Praxis, das hat sich im Laufe der Jahre so angesammelt . . .", versucht er die Herkunft des Rauschgiftes zu erklären. Doch der Kommissar hört ihm gar nicht zu. Seine Gedanken sind ganz woanders. Ein Fall, der erst wenige Wochen zurückliegt, beschäftigt ihn plötzlich. Im Main war bei Frankfurt ein Sack angeschwemmt worden, in dem sich ein Toter mit eingeschlagenem Schädel befand. In einer Anzugtasche entdeckte man eine Fahrkarte nach Otterberg über Kaiserslautern. Ein paar Tage später identifizierte man ihn als Mitglied einer Rauschgiftschieberbande, die schon lange von Interpol beschattet wurde. Die Bande wollte man aber nicht ausheben, ehe man nicht wußte, woher sie ihre Ware bezog. Der Tote im Main war einer der Aufkäufer. Als man ihn aufgespürt hatte und festnehmen wollte, verschwand er spurlos und wurde erst Wochen später tot aus dem Main gefischt. Er konnte nicht mehr verraten, woher er seine Ware bezog.

Der Kommissar betrachtet ungläubig Dr. Müller und dann wieder die auf dem Tisch ausgebreiteten Rauschgiftampullen. Das ist doch nicht möglich, denkt er und schüttelt unmerklich den Kopf. Dieser biedere, spießbürgerliche Otterberger Zahnarzt soll ein Rauschgifthändler sein? Er beginnt seine in langen Dienstjahren gewonnene Lebenserfahrung aufzugeben. Aber er kann jetzt nicht von der Rauschgiftgeschichte anfangen, er darf Müller nicht warnen. Außerdem hat er den Gattenmord aufzuklären. Wortlos nickt er den uniformierten Polizisten zu, Dr. Müller abzuführen.

„Mörder! Mörder!"

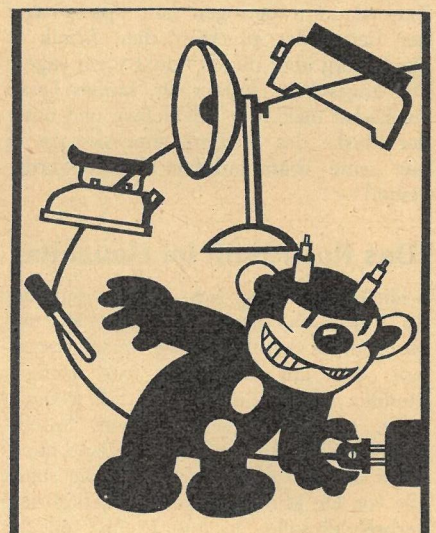
Die Alleestraße ist schwarz von Menschen. In Windeseile hat es sich herumgesprochen, daß die Mordkommission gekommen ist, um den Zahnarzt zu verhaften. Ganz Otterberg scheint sich vor der kleinen Gartentür mit der Hausnummer 2 eingefunden zu haben. Die Erregung der Menschen liegt wie das Summen der Hochspannungsleitung in der Luft. Als die beiden Polizisten, Müller an Handschellen in ihrer Mitte führend, und die drei Beamten der Mordkommission im Garten erscheinen, bricht der Sturm los. Drohend geballte Fäuste recken sich ihnen über den Gartenzaun entgegen. Aus den kreuzbraven Otterberger Spießbürgern ist entfesselter Mob geworden.

Hängt den Hurenbock auf, er hat seine Frau verbrennen lassen! — Du Hund! — Du Saukerl! — Mörder, Mörder, Mörder! gellt es aus hundert Kehlen. Plötzlich spucken die Otterberger auf ihren Zahnarzt, vor dem sie sonst den Hut nicht tief genug ziehen konnten. Sand wird nach ihm geworfen, Steine fliegen schon durch die Luft, und wenn nicht in diesem Augenblick der Gendarmeriewachtmeister Gute gekommen wäre, sie würden den Zahnarzt jetzt lynchen, ihn den beiden Polizisten entreißen und an der nächsten Laterne aufhängen.

Der kasernenhoflauten Stimme des Otterberger Gendarmeriewachtmeisters ist es zu danken, daß es nicht dazu kommt. „Los, auseinander, Platz da, macht schon Platz, sag ich!" brüllt er und rudert mit seinen kräftigen Armen die Menge auseinander. Und es gelingt ihm wirklich, Platz zu schaffen. Für Augenblicke verstummen die wütenden, geifernden Anpöbelungen. Angesichts ihres Wachtmeisters weichen die Otterberger zurück und geben eine schmale Gasse frei, durch die die Polizisten mit Dr. Müller im Laufschritt den Dienstwagen erreichen können. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, den freien Arm ängstlich erhoben, kriecht der Zahnarzt in das dunkle Polizeiauto. In diesem einen Augenblick dankt er sicher den Beamten innerlich, daß sie ihn abgeholt haben.

Am nächsten Morgen beginnt die Fahndungsmaschinerie auf Hochtouren zu laufen. Das Bundeskriminalamt wird eingeschaltet und beginnt, das Autowrack und alle Vorgänge, die sich um den Brand und den Tod der Frau Müller ereignet haben, mit kriminalwissenschaftlicher Gründlichkeit zu untersuchen. Die wenigen aufgefundenen Reste der verbrannten Leiche werden einer spezialärztlichen Untersuchung unterzogen. Ein Beamter der Mordkommission wird nach England geschickt, um die Geliebte Dr. Müllers, Tilly Höbel, zu vernehmen. Interpol wird um Mitarbeit gebeten, um die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen dem ermordeten Rauschgifthändler im Main und dem Rauschgiftlager im Hausaltar Dr. Müllers aufklären zu können.

Und während alledem wird der Zahnarzt pausenlos vernommen. Immer wieder muß er die Einzelheiten erzählen, wie es angeblich zu dem Unglück gekommen war. Immer wieder läßt man ihn beteuern, daß er in denkbar bester Ehe gelebt und daß das Verhältnis zu Tilly Höbel aus und vorbei war und nie die Liebe zu seiner Frau beeinträchtigt habe. Immer wieder beteuert Doktor Müller, daß er das Rauschgift nur so nebenher, ohne eigentlich recht zu wissen warum und wozu, im Altarschrank versteckt habe, weil es den Jungen nicht in die Hände fallen sollte. Fortsetzung folgt



ENERGIE
VERWENDEN,
NICHT
VERSCHWENDEN!

Kampf dem Wattfraß

1 STUNDE
nicht elektrisch kochen, backen, heizen und bügeln.
Werktags von
17 30 bis 18 30 Uhr
Sie helfen damit unseren Betrieben

Nicht in dicken Folianten

steht es geschrieben, wie ein gutes Parfüm entsteht. Man kann nirgends das fertige Rezept dafür finden. Wirklich gute Duftschöpfungen sind das Ergebnis intensiver Arbeit, wobei das Können, die Fantasie und die glückliche Hand des Parfümeurs dem Erzeugnis die besondere Note verleihen.

›Pikanterie‹ hat dieses unbeschreibliche Etwas, das dem empfindsamen Geruchssinn gefällt. ›Pikanterie‹ stammt wie ›Raffinesse‹ und ›Schwarzer Samt‹ aus dem Hause Florena. Das Originelle an dieser neuen Duftschöpfung ist die weiche, schmeichelnde Note. In dem harmonischen Fonds verbirgt sich ein ganz feiner, pikanter Hauch, der diesem Parfüm das Begehrenswerte gibt.

Versuchen Sie es einmal!

FLORENA

Für Baustellen im Bezirk Cottbus gesucht

erfahrene Bauleiter
Arbeitsvorbereiter
Investbeauftragter
mit Maschinenkenntnissen
Werkstattmeister
f. Baumaschinen-Reparatur
Maschinen-Meister
Kalkulator
für Abt. Ausbau-Senftenberg
AN-Sachbearbeiter
mit Qualifikation
Meister der VE-Bauindustrie
(Großplattenbau)
Heizer mit Prüfung
Ferner (auch geschl. Brigaden)
Zimmerer
Maurer
Bauhilfsarbeiter
Betonbauer

VEB BAU-UNION COTTBUS
Sitz Großräschen-Süd

Glanzrein gepflegt
Sollten auch Ihre Möbel sein!
CHEMISCHE FABRIK
WÜSTENBRAND·FIEDLER & CO

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM
Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellv. Chefredakteur), Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Eberhard Kottwitz, Günther Zumpe (Verlagsleiter)

Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstr. 46 · Ruf 3 41 15 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächs. Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6
Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf. Abonnementspreis monatlich 90 Pf
381

Ge- und Verbotenes

Auf den Besen geladen

wurde im Zustand der Hypnose dieses 17jährige Mädchen aus England. Wie andere auf den Lorbeeren, ruht Marcelle sich nun auf dem Besen aus, den ein im Glasgower Theater gastierender Hypnotiseur auf dem Dach eines Theaters in Newcastle montierte.

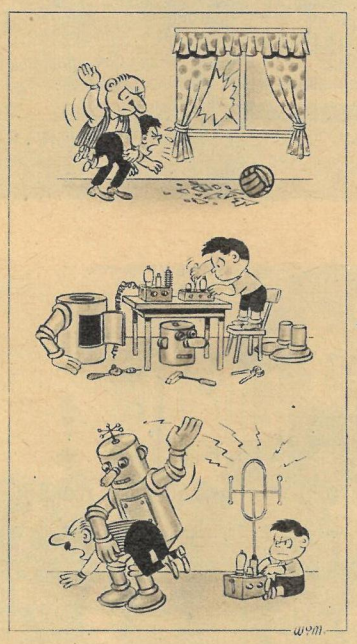
„Im Vorstand, im Aufsichtsorgan und als leitende Angestellte des Wohnungsunternehmens dürfen nur deutsche Volksgenossen tätig sein, bei denen keine Tatsachen vorliegen, die Zweifel an ihrer geschäftlichen oder politischen Zuverlässigkeit rechtfertigen. Die Beurteilung der politischen Zuverlässigkeit erfolgt durch den Hoheitsträger der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei."
(Aus dem 1958 im westdeutschen Hammonia-Verlag erschienenen „Gesetz über die Gemeinnützigkeit im Wohnungswesen".)

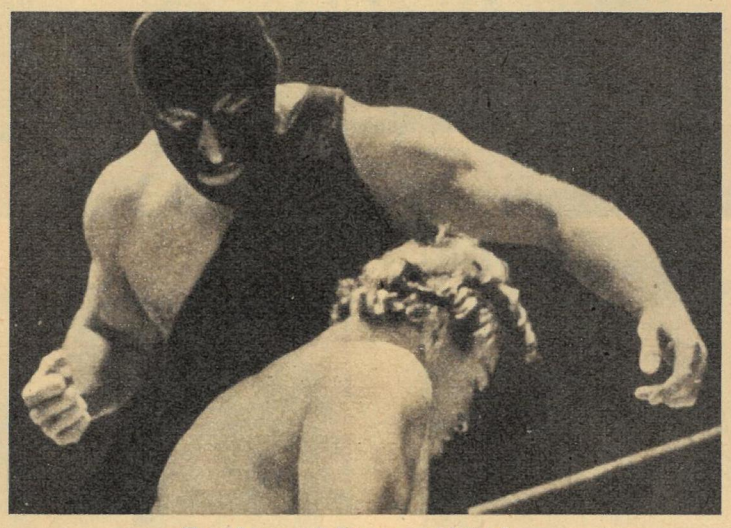
„Gutaussehender, alleinstehender Student, unvermögend, 21/174, sucht Bekanntschaft älterer Dame zwecks Ehe. Zuschriften erbeten unter . . ."
(Anzeige in der „Süddeutschen Zeitung.")

„Nach unserem Lebensmittelgesetz kann nur bestraft werden, wer die Gesundheit anderer gefährdet. Nur ungekochter Dreck, der Bazillen und Keime enthält, ist strafbar, gekochter Dreck nicht!"
So erklärte ein Gutachter in einem Prozeß gegen einen Kieler Fleischer, der zuviel Nitrit verwendete und es in seinem Betrieb an der nötigen Sauberkeit fehlen ließ.

„Fahrt vernünftig, sonst ist unsere nächste Lieferung vielleicht schon für Sie!"
kann man auf der Rückseite des Lieferwagens lesen, mit dem eine Pariser Firma nur Kränze zu Beerdigungen fährt.

„Prinzessin, Angehörige einer bekannten europäischen Königsfamilie, sehr hübsch, reich, Mitte 20, sucht Freundschaft und spätere Heirat mit einem Mann von starker Persönlichkeit. Er darf auch bürgerlich sein."
(Aus einer dänischen Zeitung.)





Catch muß Trumpf bleiben

scheint die Meinung westlicher Manager zu sein, die eine „Geschäftsflaute" fürchten. Deshalb: Her mit neuen Einfällen und dem schwarzmaskierten Muskelprotz mit seinem Spezial-Würgegriff. Er zwingt garantiert den Gegner auf die Matte, und das Publikum hat seine „Show". Hier sein erstes Opfer: der frühere „Mister Europa", Robert Duranton. Fotos: Zentralbild. Steffen ZB-Archiv

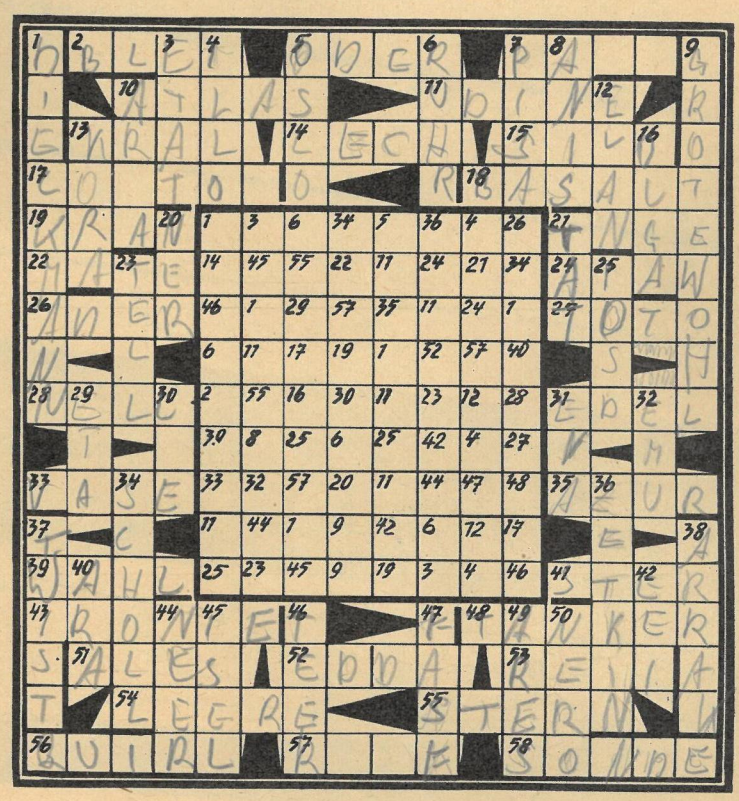
Während es draußen noch friert und schneit, ist in den Räumen unserer Modegestalter längst Frühling. Ob sie wohl einige nette Überraschungen für unsere Frauen bereithalten? Der VEB Elegant Berlin stellte kürzlich in Leipzig dem Handel seine Modelle vor. Wie gefällt Ihnen dieses hagebuttenrote durchgehend geschnittene Jerseykleid mit dem gestreiften Einsatz und der taillenlangen Blouson-Jacke?

Silbenrätsel

a a ap au bel ber ber bre bruck burg chel chi co del del den din do dom e e e e e e ei el el en er er fel fon fuß garn ge ge hah he her horn in inns ir kel kutsk la la lack lar le li lo mail mat mau me mi mus na na na na ne nen ner ner ni on pe pel ra ran rer ri ri ring ris rit rup sche se sei spin stra ta ta ta tai te ter ter ter ti tra trai tri tus u um un un ve vis ze zim

Es sind 40 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Neidhardt von Gneisenau ergeben.
1. Weizenart, 2. Teil Hinterindiens, 3. männlicher Schwimmvogel, 4. Metallschmucktechnik, 5. kleiner Karpfenfisch, 6. volksdemokratischer Staat, 7. Stockwerk, 8. deutscher sozialistischer Schriftsteller („Phosphor und Flieder"), 9. tropische Harzart, 10. Stadt in Tirol, 11. Teil der Karpaten, 12. deutscher sozialistischer Schriftsteller („Verwandte und Bekannte"), 13. Blütenstandsform, 14. Nachricht, schriftliche Ankündigung, 15. Ostseeinsel, 16. Stadt in Bayern, 17. Übernachtungsstätte, 18. Sportausbilder, 19. Handwerker, 20. Baumfrucht, 21. Wiesenblume, 22. festgelegter Brauch, 23. Frucht, 24. Maske, 25. wirtschaftlich wichtiger Nachtschmetterling, 26. Erdteil, 27. Pflanzenfarbstoff aus Flechten, 28. Hauptstadt von Iran, 29. Laubbaum, 30. chemisches Element, 31. Oper von Richard Strauß, 32. Alpenberg, 33. Vulkanausbruch, 34. Roman von Zola, 35. Rüge, 36. Stadt in Mittelsibirien, an der Angara, 37. Hunderasse, 38. Schmelzfluß, 39. französischer Fabeldichter (1621—1695), 40. deutsche Spielkarte.

Kreuzworträtsel mit Spruch



Waagerecht: 2. Schwermetall, 5. deutscher Grenzfluß, 7. brasilianischer Staat, 10. Kartenwerk, 11. Stadt in Oberitalien, 13. Dorf der Kaffern und Hottentotten, 14. Nebenfluß der Donau, 15. Getreidespeicher, 17. Präsidentin der IDFF, 18. Gesteinsart, 19. Hebegerät, 21. weiblicher Vorname, 22. Tee aus den Blättern einer Stechpalme, 24. englischer Dramatiker, Verfasser des Romans „Frau Warrens Gewerbe", 26. Blutgefäß, 27. Wetteinrichtung, 28. Verfasser des Romans „Du gibst das Brot", 31. Vizepräsident des Deutschen Verbandes für Leichtathletik, 33. Ziergefäß, 35. Himmelsbläue, 39. Entscheidung, Abstimmung, 41. forstwirtschaftliches Holzmaß, 43. Spott, 48. Spezialschiff, 51. Stadt in Südfrankreich, 52. Sammlung altisländischer Dichtungen, 53. Gleichklang, 54. Vakuum, 55. Himmelskörper, 56. Rührgerät, 57. britischer Polarforscher (1800—1862), 58. chirurgisches Untersuchungsinstrument.

Senkrecht: 1. Präsident der Volkskammer, 3. Haushaltplan, 4. Gestalt aus „Wallenstein", 5. europäische Hauptstadt, 6. Nebenfluß des Rheins, 7. Provinz und Stadt in Mittelitalien, 8. Gewürz- und Arzneipflanze, 9. führender Staatsmann der DDR, 10. Stadt und Golf an der Westküste Griechenlands, 12. Schwung, Begeisterung, 13. weiblicher Vorname, 16. weibliche Gestalt aus „Eugen Onegin" von Tschaikowski, 20. Nebenfluß der Warta, 21. das tatsächlich Vorhandene, Geleistete, 23. Schweizer Freiheitsheld, 25. gesellschaftskritischer englischer Schriftsteller und Humorist (1799—1845), 29. griechischer Buchstabe, 30. norwegischer gesellschaftskritischer Schriftsteller (1833—1908), 31. Operette von Lehar, 32. straußenähnlicher Vogel, 34. tapferes antifaschistisches Studentengeschwisterpaar, 1943 ermordet, 36. Kampfgefährtin Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts, Mitbegründerin der KPD (1857 bis 1933), 37. Stopfgarn, 38. alkoholisches Getränk, 40. Papagei, 42. Fluß in Holland, 44. Untiefe, 45. Berg bei Innsbruck, 46. Steinkohleprodukt, 47. größerer Behälter; 49. griechischer Kriegsgott, 50. römischer Kaiser 54—68.

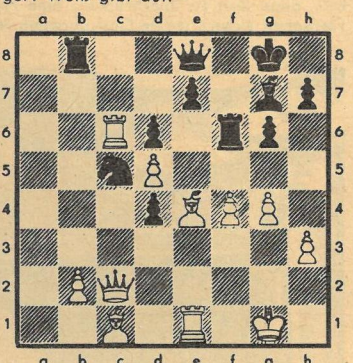
Nach richtiger Lösung sind die Buchstaben der Zahlenfelder in die Mittelfigurfelder mit gleicher Zahl zu übertragen, so daß die waagerechten Reihen einen Ausspruch von Friedrich Engels ergeben.

UNSERE SCHACHECKE

W. Ragosin
Fernschach-Weltmeister

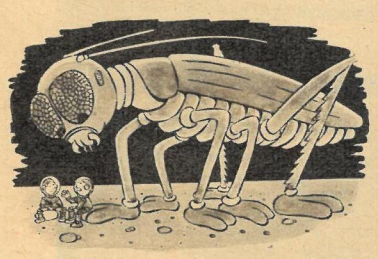
Weiß: Dr. Bergraser, Frankreich — Schwarz: Ragosin, UdSSR

1. d4 Sf6 2. Sf3 g6 3. c4 Lg7 4. g3 0-0 5. Lg2 d6 6. 0-0 c5 7. Sc3 Sc6 8. d5 Sa5 9. Dd3 (Üblich ist Sd2, Weiß will aber nach Belieben improvisieren.) a6 10. e4 Tb8 (Besser war, dem Gegner mit Sd7 entgegenzutreten.) 11. e5 Sg4 (Ein riskanter Entschluß; d×e5 führt nur zum Ausgleich, Ragosin nimmt eine längere Verteidigung auf sich.) 12. e6! (Schwarz unterschätzt wohl dieses positionelle Opfer.) f×e6 13. Sg5 e×d5 14. c×d5 b5 15. h3? (Der Springer muß zur Verteidigung sowieso zurück. Sehr stark war jetzt De2 nebst Se6 oder Se2 nebst Sf4!) Sf6 16. Se2 Lf5 17. Dd1 Se8 18. g4 Ld7 19. Sf4 Sc7 (Er kommt gerade noch zurecht, so ist der erste Ansturm abgeschlagen.) 20. Dc2 De8 21. Le4 Tf6 (Damit ist die zweite Welle abgewehrt, die sich gegen die Bauern h7 und g6 richtete.) 22. Te1 Sc4 23. a4 Se5 24. a×b5 S×b5 (Der sowjetische Großmeister forciert das Spiel, sich aus der passiven Verteidigung befreiend.) 25. Sfe6 L×e6 26. S×e6 Sd4 27. S×d4 c×d4 28. f4 Sd7 29. T×a6 Sc5 (Das Bild hat sich völlig geändert. Schwarz hat nun die „lebendigeren" Figuren, Bd4 ist stark!) 30. Tc6 (Diagramm ▷) Df7! (Ein listiger Zug, meint W. Taimanow. Ein Qualitätsopfer soll zu taktischen Verwicklungen einladen, deren Folgen Schwarz ausgezeichnet berechnet hat.) 31. b4 T×b4 32. Tc8† Lf8 33. g5 T×f4 34. L×f4 d3! (Ein schön vorher bedachter Zwischenzug. Sofort D×f4 verliert, weil 35. Tf1 D×g5† 36. Kh1 Sd7 37. Dc7!) 35. dg2 (Vorsichtiger war L×d3.) D×f4 36. Tf1 T×e4 37. Kh1 Df5 38. T×f5 g×f5 39. Df2? (Schwarz hat 2 leichte Figuren und 2 Bauern gegen die Dame, Weiß müßte Remis anstreben. Gegen die Drohung 39. . . . Te1† 40. Kh2 Te2 war 39. Dd2 richtig, wenn nun Te2, so 40. Dc3! Se4 41. T×f8† nebst Dh8† mit Aussicht auf Dauerschach. Dagegen 40. . . . d2? führt nach T×f8† und Dh8† zum Turmverlust.) 39. . . . f4 40. Dd2 Te3 41. Df2? (Auch hier mußte Weiß Mut zu Dc3 usw. haben.) Sd7 42. Td8 Te2 43. Df1 Se5! (Nur dies gewinnt. Dagegen ermöglicht f3 44. D×f3 Te1† 45. Kg2 d2 46. g6! h×g6 47. Dd3! ewiges Schach.) 44. D×f4 Sf7! Ein allgegenwärtiger Springer! Weiß gibt auf.



Lösung zu Nummer 1

Dr. Selb (2er): 1. Dg7! dr. Dd4 matt und die Verführung 1. Dh3 dr. Dd3 matt, scheitert nur an Tf5, erinnern in ihrer annähernden Gleichwertigkeit an H. L. Musante (Nr. 30, übrigens: 1. Sf5!) Mattwechsel tritt ein bei: 1. . . . Kd5 und Td5, man beachte die Grimshaw-Verstellungen auf e5 resp. g3. Die genaue Beschäftigung mit dem Problem wird im Lösungsturnier gefordert.



„Ich habe es ja gleich gesagt, auf diesem verwünschten Planeten existiert nicht das geringste Lebewesen . . .!"

Alle sollen's sehen!

Ist das Modell auch vorsintflutlich, so rollt sein Besitzer trotzdem stolz durchs wirtschaftswunderliche Land damit. „Es unterscheidet sich von manchem ‚großen Hirsch', der statt auf Rädern auf Wechseln durch die Gegend rollt", kommentiert ein Wiesbadener Leser das Bild in der „Revue".

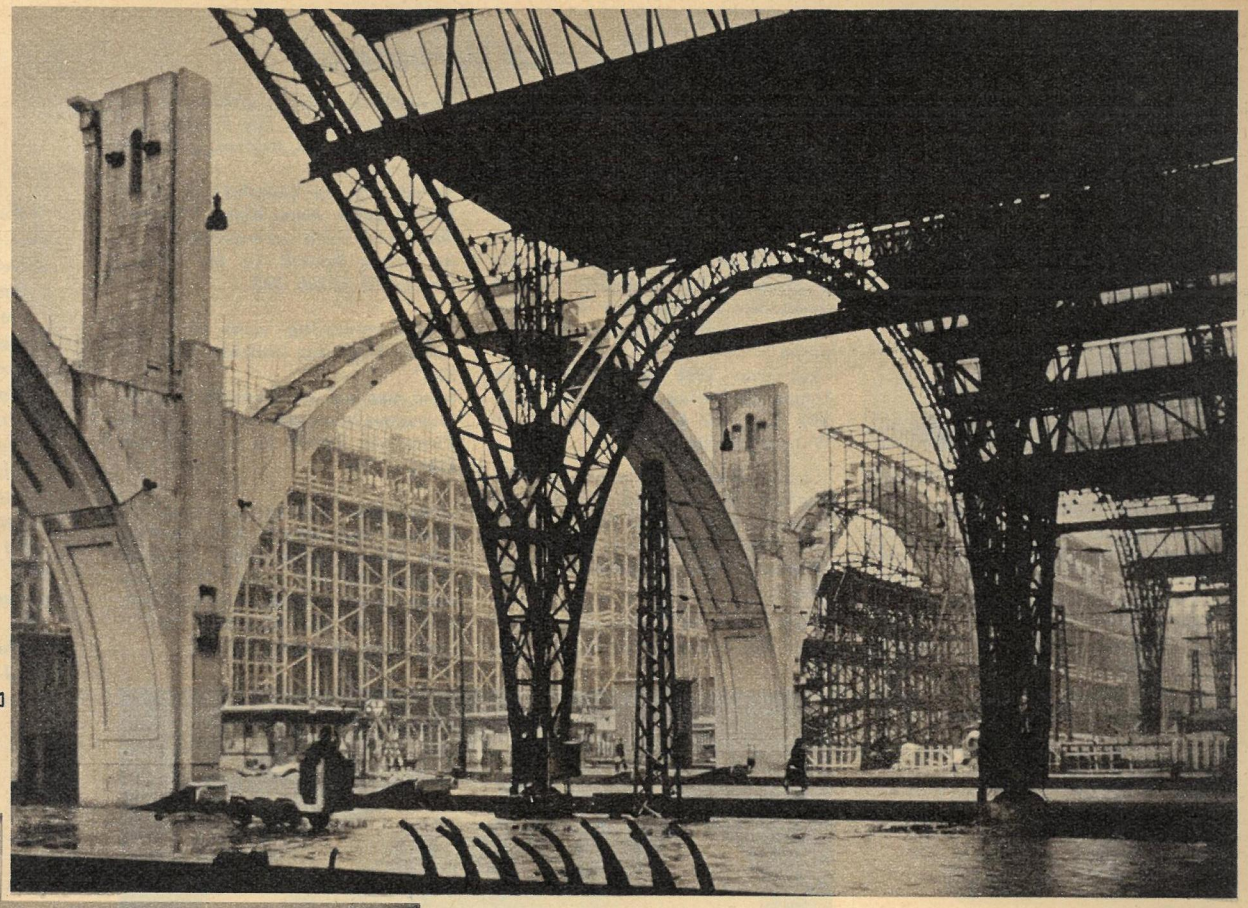
RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 2

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Torte, 5. Spika, 8. Frosch, 9. Binse, 10. Ultra, 11. Unter, 14. Spee, 17. Asti, 19. Sputnik, 20. Epos, 21. Teich, 22. Etagere, 23. Renn, 25. Nora, 28. Knute, 31. Eibau, 32. Itala, 33. Eisen, 34. Aller, 35. Schirm. — Senkrecht: 1. Tubus, 2. Runge, 3. Efeu, 4. Volt, 5. Schur, 6. Iltis, 7. Amati, 12. Neumann, 13. Einheit, 15. Pappe, 16. Essen, 17. Akten, 18. Trier, 23. Riesa, 24. Nobel, 26. Okapi, 27. Alarm, 28. Kuer, 29. Uhse, 30. Eins.

Silbenrätsel. 1. Deichsel, 2. Angeln, 3. Stendhal, 4. Garnele, 5. Albatros, 6. Nelke, 7. Zoologie, 8. Eichenrinde, 9. Vakuum, 10. Oberon, 11. Leichter, 12. Kandare, 13. Oder, 14. Siebenschläfer, 15. Trikolore, 16. Urne, 17. Nähnadel, 18. Drehbühne, 19. Weigel, 20. Estrich, 21. Stachanow, 22. Touristik, 23. Mussorgski, 24. Ungarn, 25. Sorben, 26. Spargel, 27. Einstein, 28. Iridium, 29. Naturell, 30. Elster, 31. Igelit, 32. Neige, 33. Zander. — „Das ganze Volk, Ost und West, muß ein einziger Block, eine Einheit aus Granit sein!"

Ein neues Gesicht

Modern, zweckmäßig und farbenfroh präsentiert sich der Leipziger Hauptbahnhof jetzt den Besuchern der Messestadt

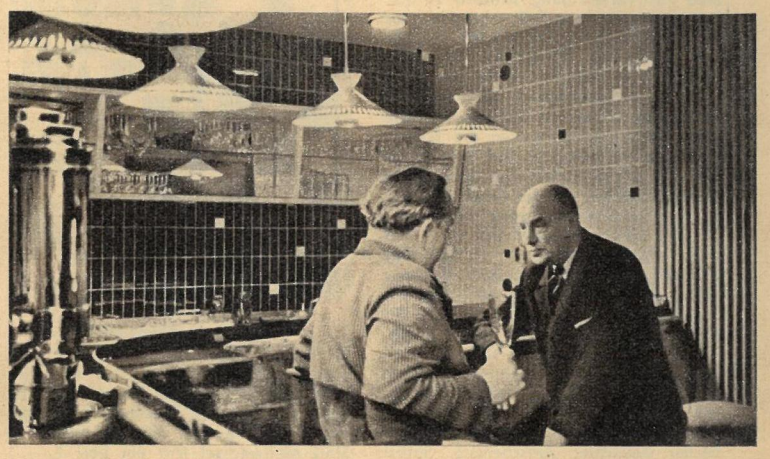


Noch bietet der letzte Bauabschnitt, die Überdachung des Querbahnsteiges, für die 120000 Reisenden, die den größten Bahnhof Europas täglich passieren, das Bild eines riesigen Bauplatzes. Ein Eindruck, der beim Betreten der Bahnhofsvorhallen und ihres Verbindungsganges durch deren Gestaltung in Farbe, Licht und Glas sofort verdrängt wird

Beiderseitig verglast und in eine Flut von Licht getaucht, nimmt der ehemals dunkle und bedrückend wirkende Verbindungsgang zwischen Ost- und Westhalle einen besonderen Platz in der Neugestaltung ein. Alles ist hier bequem und für schnelle Abwicklung auch des stärksten Verkehrs eingerichtet. Neben Gepäck- und Fahrkartenschaltern findet der Reisende hier auch Imbißräume und Läden, um seinen Reisebedarf in kurzer Zeit zu ergänzen

Freundliche Räume schaffen auch eine entsprechende Stimmung. Das wird besonders in der neuen Auskunft deutlich. Während sich die Reisenden früher in einem engen Raum drängten und sich ständig im Wege waren, ist an den neuen, modernen Schaltern von Drängen keine Rede mehr. Auch hier ist neben Schönheit vor allem auf Zweckmäßigkeit geachtet

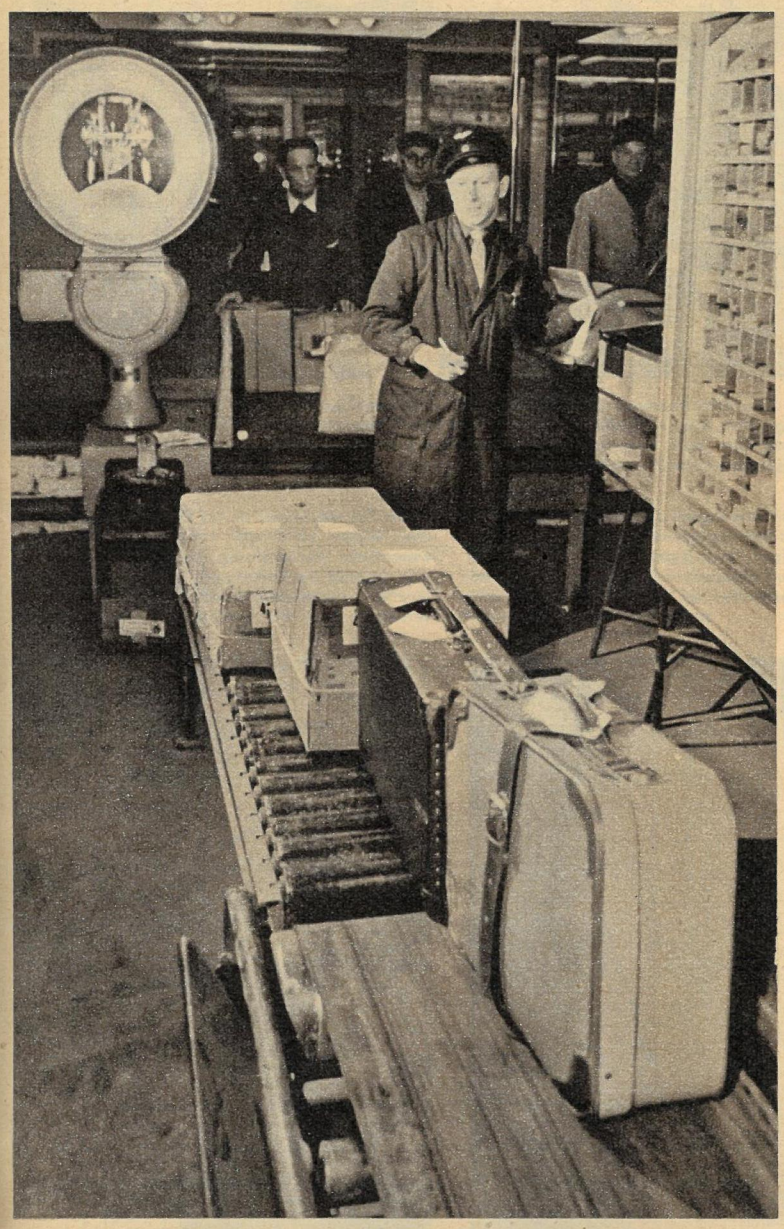
Wer viel Zeit hat, läßt sich durch die Auslagen in den Schaufenstern (links) vielleicht zu einem Einkaufsbummel anregen. Bei nur kurzem Aufenthalt bieten die Klubräume Gelegenheit, diese Zeit zu überbrücken. Eine reichhaltige Bücherei, Tagespresse, Rundfunk und Fernsehen sichern jedem Gast angenehmen, seinen Wünschen entsprechenden Zeitvertreib



Wer eine gemütliche Gaststätte dem Wartesaal vorzieht, der braucht in Leipzig den Bahnhof deshalb nicht zu verlassen. Er findet ein völlig neu eingerichtetes Lokal im Hause. Von der Unterhaltungsmusik bis zur Bar ist hier an alles gedacht. Daß auch die Leipziger den Wert dieser neuen Gaststätte zu schätzen wissen, zeigen hier die täglichen Gästezahlen

Fotos Friedemann / Text G. Fischer

Wer ins Ausland reist, hat Auskunft, Fahrkartenschalter und Geldumtausch zusammen in extra dafür eingerichteten Räumen. Eine Lösung, die sich besonders im Messeverkehr ausgezeichnet bewährt. Auch hier bietet der geschmackvoll eingerichtete Raum allen Reisenden die Möglichkeit, kurze Wartezeiten ruhig und ungestört zu überbrücken



Wo der Reisende allen Komfort findet, sind natürlich auch die Kollegen der Reichsbahn nicht vergessen. In der Gepäckannahme, wo früher täglich Tausende von Koffern und Paketen von ihnen hin und her getragen werden mußten, hat ein Transportband diese schwere Arbeit übernommen, und an Muskelkraft ist nur noch der Druck auf den Knopf nötig

Fotos „Münchner Illustrierte"

Eine in ihren Kreisen alltägliche, weil idiotische, Wette schlossen vor Monaten Wermutfirma-Direktor Vastapane und die gräflichen Brüder Armand und Marc d'Oultremont in einer Brüsseler Bar ab. Die weinblütigen, oh Pardon, natürlich blaublütigen Sprößlinge unterzogen sich einer 30tägigen Reise um die Welt, gegen die an und für sich nichts einzuwenden wäre. Danach mußten sie aber, um die immerhin recht kostspielige Kateridee nicht selbst bezahlen zu müssen, durch Fotos oder Naturalien nachweisen, daß wenigstens 22 der 33 festgelegten „Abenteuer" siegreich bestanden wurden. Dabei handelt es sich unter anderem um solch epochale Ereignisse wie: den Uniformknopf einer Stewardeß zu erbeuten (!); ein Straßen- und ein Autonummernschild zu demontieren (unten rechts); von einem Direktor ein Paar Hosenträger mit Signum zu erbetteln (Foto unten links); einen Gefängnisaufenthalt nachzuweisen (rechts); einen Morgenritt auf einer Bermudaschildkröte zu absolvieren, und was der Blödheiten noch mehr waren. Die gräflichen Nichtstuer „lösten" diese Aufgaben, Vastapane mußte zahlen; Belgien hatte seine „Show", und durch entsprechende publicity kamen zum Schluß wieder alle auf ihre Kosten. Wirklich alle?

Affiger geht's nimmer!

Die „tonangebende" Gesellschaft und ihre Beschäftigung

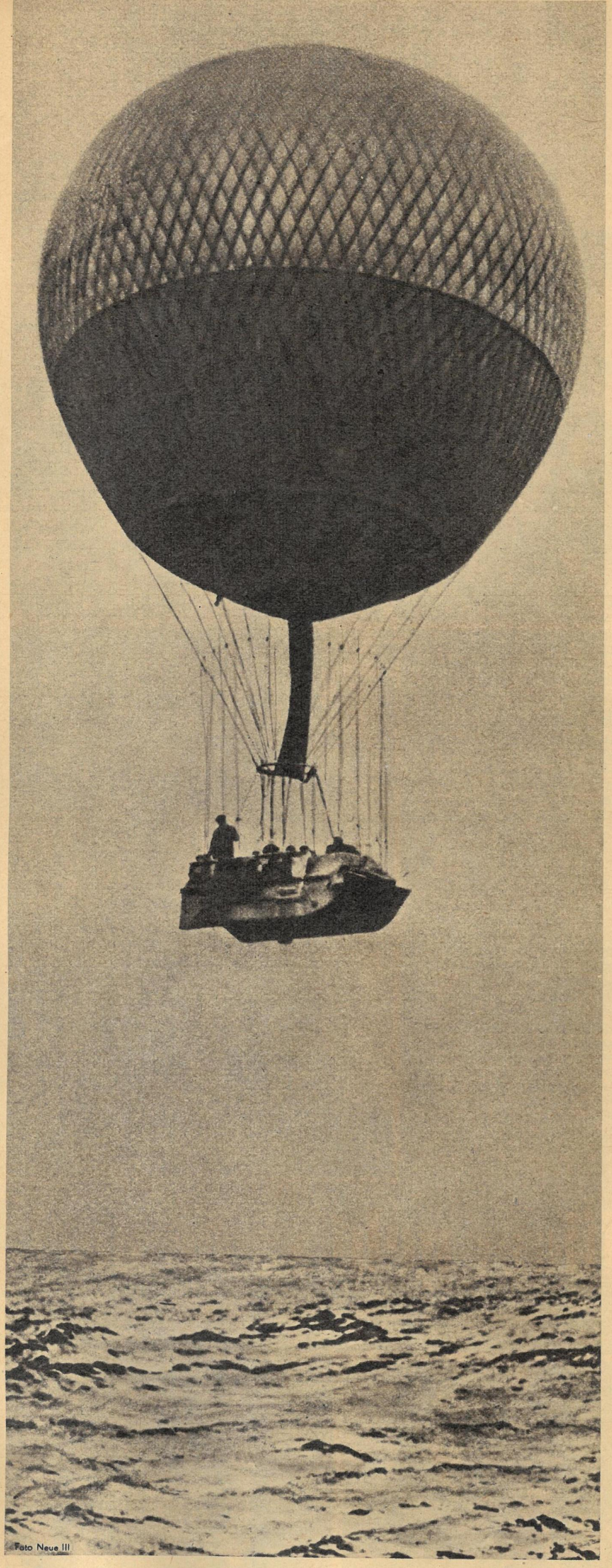
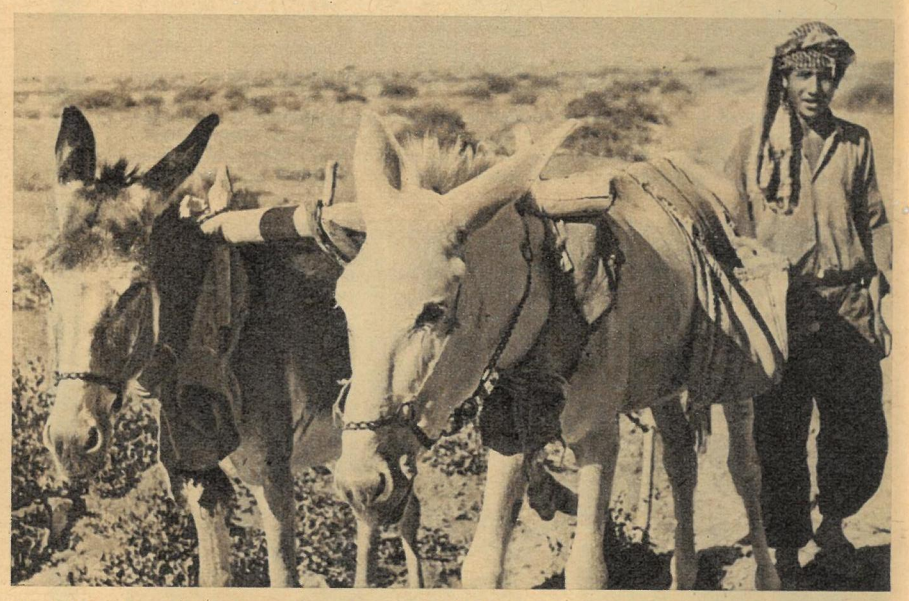


Foto Neue Ill

Glück und Mut?

Neunzehn Tage war der am 12. Dezember 1958 in Santa Cruz auf den Kanarischen Inseln gestartete Freiballon „THE SMALL WORLD" verschollen, ehe die vier englischen Besatzungsmitglieder, in der Gondel auf dem Meer treibend, von einem Fischkutter geborgen werden konnten. 3000 Seemeilen sollte sie ihre Route – die einst Kolumbus segelte, um Indien zu erreichen – über den Atlantik hinüber in die „Neue Welt" führen. Wozu? Die großbürgerliche britische Zeitung „Daily Mail" wollte ihren Lesern eine Sensation bieten! Sie inszenierte und finanzierte das von vornherein wertlose und zum Scheitern verurteilte Unterfangen. Die westdeutsche „Neue Illustrierte" faselt angesichts dieser Aufforderung zum Selbstmord noch von Wagemut, der „Erinnerungen weckt an die ‚gute alte Zeit'". Was zählen für jene schon vier Menschenleben – Hauptsache, der Reklamerummel bringt klingende Münze!

Palmyra war umgeben von Friedhöfen, denn es sind keine Wachtürme, sondern Begräbnisstätten, die der Besucher, von der Wüste her kommend, zuerst sieht. Die unheimlichen Grabtürme sind eine architektonische Besonderheit Palmyras. Sogar diese Gräber, von denen es auch eine ganze Anzahl unterirdische gibt, vermitteln mit ihrer kunstvollen Innenarchitektur, ihren aufgefundenen kostbaren Grabbeigaben einen Einblick in den Reichtum der hier einst beigesetzten Handels- und Bankkaufleute

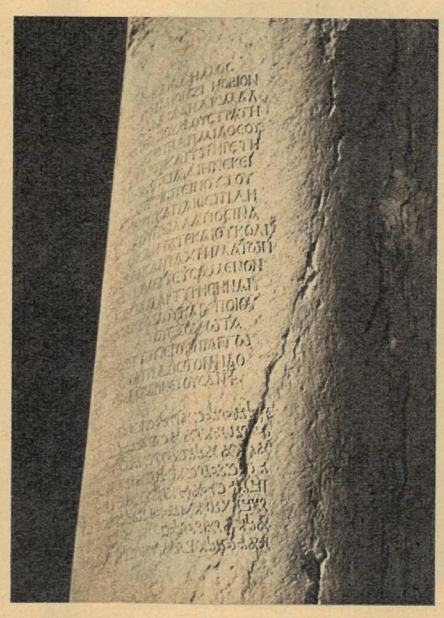


Die heutigen Bewohner Palmyras leben in der nahe gelegenen Oase Tadmor. Es sind arme, mit einfachen Ackergeräten arbeitende Bauern. Voller Stolz aber führen sie den Besucher durch die Ruinenstadt, lächelnd über eine Bemerkung im Baedeker von 1912, der für einen Besuch Palmyras eine bewaffnete Eskorte empfiehlt und von einer neun Tage dauernden sehr strapazenreichen Reise spricht

Palmyra hatte eine eigene Sprache und Schrift; zur besseren und reibungsloseren Bewältigung des für Rom so wichtigen Handels gestattete man sogar zwei Amtssprachen (lateinisch und palmyrisch). Die zweisprachigen Inschriften an Säulen sind deshalb sehr häufig

Bildbericht Paul Friedemann

Selbst für ein Kamel ist die Entfernung, die es ohne Wasser bewältigen kann, begrenzt. Eine wesentliche Vorbereitung der Wüstenstraßen war deshalb die Versorgung mit Brunnen. Die Quelle — sie bewässert noch heute die Oase — versorgte einst die ganze Stadt mit Wasser



Rund ist die Welt - bunt

Von der grandiosen Anlage der Stadt erhält man einen Eindruck, wenn man die ehemalige Hauptstraße entlanggeht. Es ist eine kolonnadengesäumte Avenue, etwa 150 Säulen stehen noch, von der ein riesiges Tor zum Marktplatz führte. Hier haben wir den schönsten Blick auf den Bel-Tempel

Im figürlichen Schmuck der Bauten wurde nicht vergessen, immer wieder den Reichtum zu betonen, dessen Grundlage der Wüstenhandel war. Ausgedrückt in der Darstellung der ausgetauschten Güter oder darin, daß selbst angesehene Götter ganz irdisch auf dem Kamelrücken dahergeritten kommen

PALMYRA,

der Traum in der Wüste

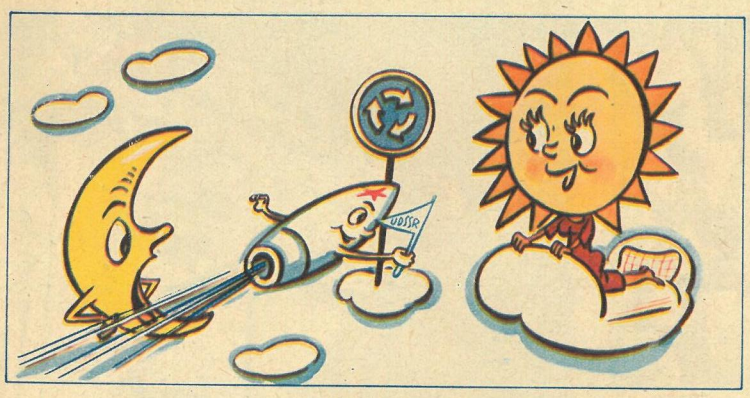
Der große rechteckige Bel-Tempel beherrscht die Stadt, denn Palmyra, Mittelpunkt des Karawanenhandels, war gleichzeitig religiöses Zentrum. Dem assyrischen Gott baute man verschwenderische Tempel. Auf den vorspringenden Tragsteinen standen nicht nur Götterstatuen, auch Standbilder verdienter Bürger fanden hier Platz

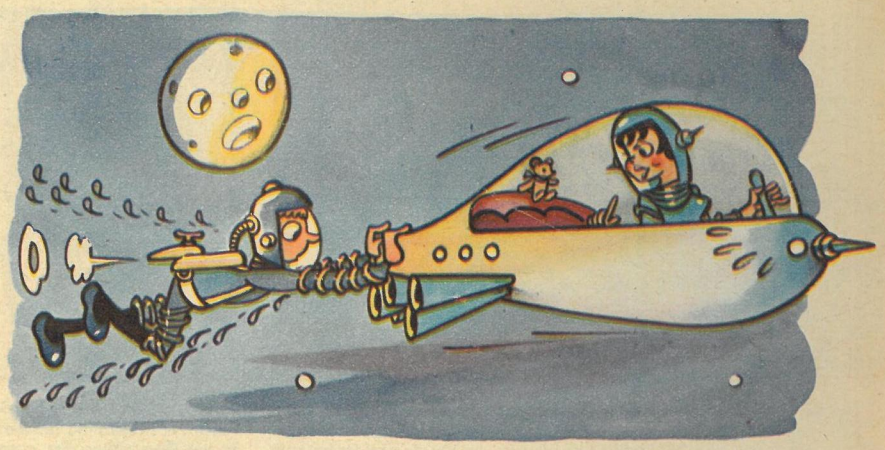
Weitab jeder größeren Stadt, inmitten der Wüste, vier bis fünf Autostunden von Damaskus entfernt, liegt Palmyra am Kreuzungspunkt dreier alter Handelsstraßen. Vor 1700 Jahren eine glanzvolle römische Kolonie, heute eine im flimmernden Sonnenglast wie eine Vision wirkende Ruinenstadt. Eine gestorbene Stadt liegt vor uns, mit Tempeln, Karawansereien, den Grundmauern von Läden, einem Theater und deutlich erkennbaren Straßenzügen, deren Trümmer der Wüstensand zudeckt. Karawanen aus Arabien, Persien, Indien und selbst aus China mußten vor Jahrhunderten ihre Route über Palmyra nehmen. Kamele, beladen mit Gewürzen, kostbaren Hölzern, Juwelen und Seide, auf dem Rückweg mit Purpurstoff, Glaswaren, Statuen aus Phönizien, führten ihre Fracht durch die nahezu 30000 Einwohner zählende Stadt. Hierher muß man gehen, in das geographische Zentrum, den Schlüssel des römischen Karawanenhandels, um einen Eindruck vom Reichtum und von der Zivilisation zu erhalten, die aus diesem Handel entstanden. Mitten in der Wüste liegt die Stadt, und selbst die Bausteine ihrer Tempel mußten auf den Rücken der Kamele hierher transportiert werden. Als die Karawanen, durch kriegerische Ereignisse gezwungen, einen anderen Weg wählten und die Stadt gegen die römische Oberherrschaft rebellierte, zerstörten römische Legionäre den Ort und gaben ihn dem Verfall preis. Ein kurzer Traum der Macht und Pracht für Palmyra (92–272 n. d. Z.). Der alles verwehende, rieselnde Wüstensand und die hundert Meilen Entfernung von der nächsten Stadt erhielten uns die Reste dieser einst blühenden Handelsmetropole.

ist die Welt · Rund ist die Welt - bunt ist die Welt

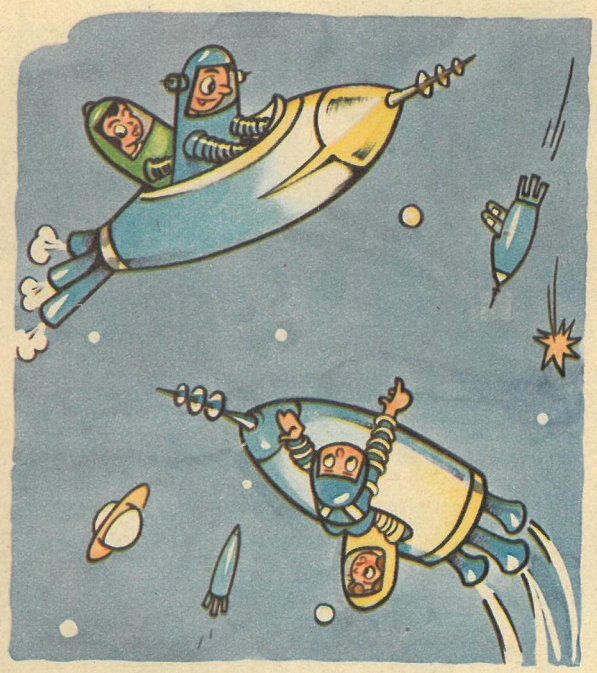
Hans Tetzner auf

Raketen - Reise - Bummel





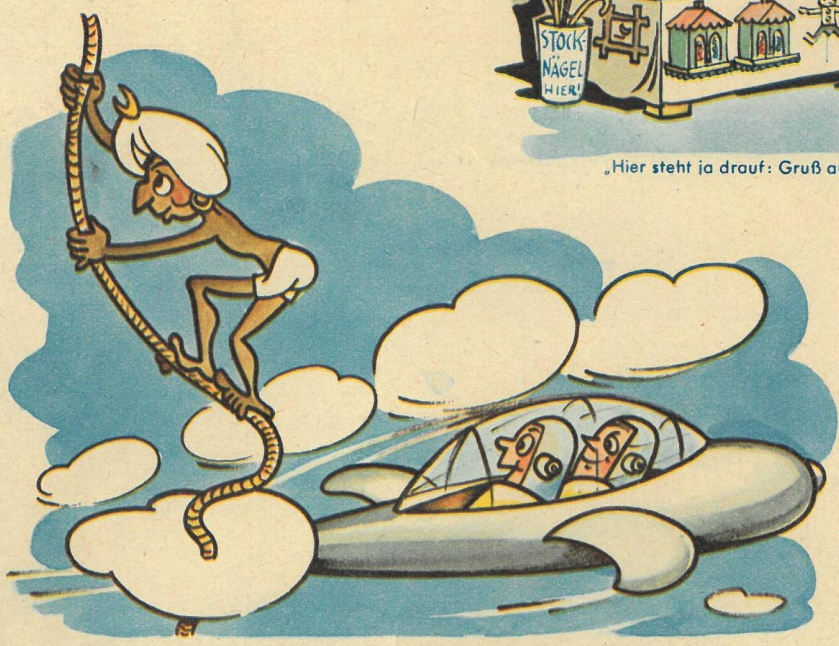
„Bald haben wir die Erdanziehungsgrenze erreicht, dann brauchst du nicht mehr zu schieben!"



„Verzeihung, können Sie mir sagen, wo oben ist?"

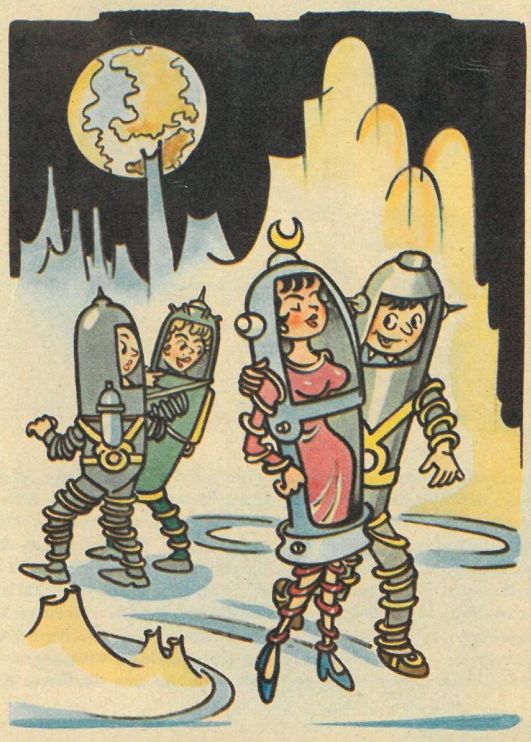
„Hier steht ja drauf: Gruß aus Binz."

„Karli hat keine Lust, mit dieser altmodischen Kiste zu fliegen."



„Er glaubte, noch vor der ersten Mondrakete anzukommen."

„Da hab ich mir doch 'n richtigen Sternschnuppen geholt!"



„Sieh mal, das Neueste: Höhen-Twinset mit Taillenfenster!"

„Jaja, Bastler müßte man sein!"